

## DER MITGLIEDSBEITRAG FÜR DAS JAHR 1974

Wer bisher seinen Mitgliedsbeitrag noch nicht beglichen hat,  
wird gebeten, diesen auf das Konto Nr. 13 862  
bei der Sparkasse Nordfriesland, 225 Husum  
oder auf das Konto 114 07-206 beim Postscheckamt Hamburg  
einzuzahlen.

## WER MITGLIED DES GRENZFRIEDENSBUNDES WERDEN MÖCHTE

wende sich an die Geschäftsstelle  
225 Husum, Theodor-Storm-Straße 9

## WAS DIESES HEFT BRINGT

	Seite
<i>Gerd Vaagt</i> Vor fünfundzwanzig Jahren: Kieler Erklärung .....	68
<i>Johannes-H. Meyer</i> Ernst von Stemmann - Heinrich Carl Esmarch .....	82
<i>Wilhelm C. Hambach</i> Die Düppeler Chancen.....	91
<i>Jörn-Peter Leppien</i> Der Sturm auf die Düppeler Schanzen vor 110 Jahren .....	109
<i>Otto Didrik Schack</i> August 1914: Interniert in Flensburg.....	66
<i>Fr. Rudbeck</i> Vom Grenzkampf zum Grenzfrieden .....	72
Umschau ab Seite 82	

WILHELM C. HAMBACH, geb. 25. Aug. 1908 in Bonn. Studium von Musikwissenschaft, Germanistik, Geschichte und Kunstgeschichte. Dr. phil., seit 1934 Zeitungsredakteur und Kunstkritiker — nach Kriegsgefangenschaft in den USA und England — ab 1948 Theaterkritiker und Gerichtsberichterstatte, seit 1958 Feuilletonchef des Flensburger Zeitungsverlages.

LEPPIEN, Jörn-Peter, geboren 2. August 1943, Abitur 1964 Domschule Schleswig, zwei Jahre Bundeswehr, 1966 Beginn des Studiums der Geschichte und Anglistik in Kiel. Besonderes Interessengebiet und Veröffentlichungen: schleswig-holsteinische und nordische Geschichte, Schüler von Prof. Scharff.

JOHANNES-HINRICH MEYER, geboren in Frankfurt a. d. Oder, entstammt einem alten schleswig-holsteinischen Geschlecht. Besuch des Alten Gymnasiums in Flensburg. Abitur 1940. Schwerkriegsbeschädigter im Zweiten Weltkrieg. Studium der Geschichte, u. a. Minderheitenfragen (Straßburg, Graz,

Innsbruck), danach der Rechtswissenschaft. Zweites Staatsexamen 1951. Ab 1953 Richter (Amtsgericht Flensburg).

FR. RUDBECK, 1916 als Sproß einer alten nordschleswigschen Familie in Berlin geboren. Seit 1927 in Nordschleswig wohnend, ab 1960 in Nyborg. In der dänischen nationalpolitischen Arbeit seit den dreißiger Jahren, zunächst in „Det unge Grænseværn“, ab 1947 Reisesekretär in „Sydslesvigsk Udvalg“ und seit 1952 bei „Grænseforeningen“. Nebenher schriftstellerische Tätigkeit hauptsächlich grenzpolitischer Art für dänische Zeitungen und Zeitschriften.

GERD VAAGT, geb. 1929 in Flensburg, dort Abitur am Alten Gymnasium, Studium an den Universitäten Kiel und Marburg, Veröffentlichungen zur schleswig-holsteinischen Landesgeschichte u. Flensburger Stadtgeschichte, u. a. Mitautor des Buches „Flensburg, Geschichte einer Grenzstadt“, 1966; Leiter der Kooperativen Gesamtschule Flensburg-Adelby.

Die Illustrationen zur Erzählung „Die Düppeler Chancen“ stammen von August Beck und sind entnommen dem 1865 im Leipziger Verlag J. J. Weber erschienenen Buch „Der Deutsch-Dänische Krieg“ von Ferdinand Pflug.

Die Grenzfriedenshefte erscheinen vierteljährlich und werden herausgegeben vom Grenzfriedensbund. Bezugspreis für V 3339 F 2,— DM, für V 3340 F 1,— DM jährlich. Für die mit Autornamen versehenen Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich. *Redaktion: Ernst Beier, 239 Flensburg, Waldstraße 40.* Geschäftsstelle Husum, Theodor-Storm-Straße 9. Druck: Severin Schmidt GmbH & Co., Graphische Werke, Flensburg.

## GRENZ- FRIEDENS- HEFTE

### MAN ERINNERT SICH ...

*In den letzten Wochen vor der Annahme der „Kieler Erklärung“ war Dr. Schenck seiner Grundeinstellung entsprechend, die stark von seiner Herkunft aus Flensburg geprägt war, energisch tätig, um die psychologischen Grundlagen der Erklärung zu verbessern, und der Verfasser unterstützte ihn darin nach Kräften. Aus unserer Kenntnis der Empfindungen und Stimmungen im Grenzland befürchteten wir, daß einerseits die maßgebliche Beteiligung der Besatzungsmacht und andererseits gewisse Punkte und Formulierungen zu einer heftigen Reaktion führen könnten. Wir hielten es für möglich, daß die so geförderten Strömungen eines Tages nicht nur die „Kieler Erklärung“ wegschwemmen, sondern auch eine Politik der „harten Hand“ herbeiführen könnten, die wir vom deutschen Interesse her als die größte Gefahr ansahen. Die parlamentarischen Verhandlungen, die der Vorlage im Landtag vorangingen, stellten die letzte Chance dar, diesen Gesichtspunkten zu ihrem Recht zu verhelfen. Dr. Schenck bemühte sich, ein entsprechendes parlamentarisches Spiel in Gang zu bringen, und er war undoktrinär genug, Kontakt mit dem damaligen grenzpolitischen Sprecher der CDU, Thomas Andresen, zu suchen. Wir empfahlen, für die „Kieler Erklärung“ einzutreten, aber gleichzeitig eine Überarbeitung des Textes in den Vorverhandlungen. Thomas Andresen selbst hielt die Abgabe einer Loyalitätserklärung der dänischen Minderheit für entscheidend wichtig, und zusammen mit dem damaligen Landesvorsitzenden der CDU, Carl Schröter, erhob er diese Forderung in einer Versammlung in Flensburg. Wenn der Verfasser — abgesehen von diesen Modalitäten — so stark für die „Kieler Erklärung“ eintrat, die Dr. Schenck ebenso bejahte, so war es nicht am wenigstens auf Gespräche mit Landesdirektor Jens Nydahl zurückzuführen, der seit dem 1. November 1948 Landesbeauftragter für Schleswig war. Möglichst*

große Freiheit für beide nationalen Minderheiten einerseits, kulturelle, wirtschaftliche und soziale Entwicklung des Grenzgebiets andererseits, das war eine klare Linie, die vor dem Hintergrund einer stark europäisch geprägten Auffassung der Grenzfragen dargelegt wurde. Die „Kieler Erklärung“, an deren Zustandekommen er ja maßgeblich beteiligt war, hatte für ihn einen legitimen Platz in diesen Erwägungen.

Die Annahme der „Kieler Erklärung“ war für ihn auch eine Angelegenheit des politischen „Klimas“ beiderseits der Grenze, wobei er als gebürtiger Nordschleswiger nicht am wenigsten an die deutsche Minderheit nördlich der Grenze dachte. Nydahl war weder blind gegenüber Einzelheiten, die man sich anders hätte wünschen mögen, noch gegenüber den psychologischen Momenten, die sich geltend machten. Diese Rücksichten fielen aber für ihn nicht so sehr ins Gewicht, daß sie an seiner Einstellung zur „Kieler Erklärung“ rütteln konnten. Er befürwortete sie als ein Dokument, das im europäischen Geiste geschrieben sei. Durch geschickte Verhandlungsführung gelang es Bruno Diekmann, die „Kieler Erklärung“ am 26. September 1949 „durchzuziehen“ — mit den Stimmen der Opposition bei nur zwei Stimmenthaltungen —, ohne prinzipielle Änderungen vornehmen zu müssen, die er auch gar nicht hätte vornehmen können, ohne erneut die Besatzungsmacht zu beteiligen. Der „dänischgesinnte Bevölkerungsteil“ wurde an jeder Stelle die „dänische Minderheit“, und in die Präambel, wo die Gegenseitigkeit in bezug auf die Erklärung geltend gemacht wurde, wurde das Wörtchen „bestimmt“ eingefügt. Von einer Rückgängigmachung der Änderungen vom 7. Juli war im Landtag keine Rede. Die „Kieler Erklärung“ blieb, im ganzen gesehen, wie sie war.

Das Politikum der Landtagssitzung war der Zuruf des damaligen Landtagsabgeordneten und späteren Ministerpräsidenten F. W. Lübke „Zur Geschäftsordnung! Ich bitte um namentliche Abstimmung!“ Das Landtagsprotokoll weist aus, daß er selbst und der Präsident der Landesbauernkammer, Jensen-Ausacker, sich der Stimme enthielten. Man wird feststellen müssen, daß Lübke sich mit der Stimmenthaltung begnügte. Er hätte durchaus die Möglichkeit gehabt, die im Landesteil Schleswig herrschende Stimmung zu einer Protestaktion auszunutzen, die er damit hätte einleiten können, gegen die Erklärung zu stimmen. Offensichtlich hatte er nichts gegen die freiheitliche Auffassung, die hinter der „Kieler Erklärung“ stand, wohl aber gegen die Erklärung als solche unter den damals gegebenen Umständen.

Ernst Siegfried Hansen

1953 im Sonderheft der Grenzfriedenshefte „Das Kopenhagener Protokoll“

## Vor fünfundzwanzig Jahren: Kieler Erklärung

### *Die Kieler Erklärung und ihre Bedeutung für das Grenzland*

*Die Geschichte der Kieler Erklärung ist noch nicht geschrieben worden. Wer alles und in welcher Weise Anteil an ihrem Zustandekommen hatte, ist bis heute umstritten und nicht eindeutig geklärt. Im zur Zeit ihrer Fixierung national umstrittenen und aufgewühlten Landesteil Schleswig von deutscher wie auch von dänischer Seite mit Skepsis, wenn nicht gar mit Ablehnung aufgenommen, hat es eines längeren Zeitraumes bedurft, bis sich die ihr zugrunde liegenden nationalpolitischen Anschauungen allgemein durchsetzen und Anerkennung finden konnten. Gerd Vagt zeichnet diesen Prozeß im Nachstehenden auf der Grundlage eigenen Erlebens nach.*

*Die Red.*

#### I

Oberst H. M. Lunding, der dänische Verbindungsoffizier in Südschleswig von der Jahreswende 1945/46 bis in den Spätsommer 1950, erzählt in seinen Erinnerungen, daß der englische Gouverneur Asbury ihn nach Altenhof, seiner Residenz, zu einem Mittagessen eingeladen habe, als die Kieler Erklärung vom Schleswig-Holsteinischen Landtag angenommen war. Mr. Asbury sei glücklich darüber gewesen, daß er, wie er es ausdrückte, nun die Schleswig-Frage für alle Zeit gelöst habe. Lunding habe sich gestattet zu bemerken, daß ein über Jahrhunderte hindurch brennendes Grenz- und Minderheitenproblem kaum auf diese Weise endgültig gelöst werden könne, eine Regelung, die nicht anders als vorläufig zu bezeichnen sei. Das habe Mr. Asbury unverständlich gefunden.

Wer hatte recht? Wohl beide, denn die Kieler Erklärung war Wegbereiterin der Bonner Grundsatzserklärungen der dänischen und bundesdeutschen Regierung vom 29. März 1955 und wurde daraufhin am 13. September 1955 aufgehoben, war also nur vorläufig und, wie noch zu zeigen sein wird, von begrenzter Wirkung. Dennoch kann aus heutiger Sicht die Bedeutung der Kieler Erklärung für die politische Entwicklung jener Jahre nicht hoch genug angesetzt werden. Andererseits ist doch wohl gern vergessen worden, daß die britische Regierung die Kieler Erklärung dadurch ermöglichte, daß sie auf der Oktober-Konferenz 1948 die dänische Regierung auf die größeren politischen Zusammenhänge (Ost-West-Gegensatz) hingewiesen und die vorbereitenden Gespräche der dänischen Minderheitenpolitiker mit der Kieler Landesregierung vorgeschlagen hatte. Das war der Weg, die Grenzfrage zu entschärfen.

Die deutsche Seite hat dieses Verdienst der englischen Regierung ein klein wenig unterschlagen, da man überhaupt — aus psychologisch verständlichen Gründen

— nicht so gern etwas Lobendes über die britische Regierung und Besatzungsmacht jener Zeit sagen wollte. Die dänische Seite konnte nicht dazu neigen, der britischen Regierung Anerkennung zu zollen, war doch in der Oktober-Konferenz ihre Politik, mit der britischen Regierung ohne Beteiligung deutscher Vertreter Entscheidungen über das deutsche Grenzland Schleswig zu fällen, gescheitert. Die dänische Minderheit fand jetzt ihre Einordnung in *den* politischen Raum, dem sie angehörte, und wurde dementsprechend auf Gespräche mit der Kieler Landesregierung verwiesen. Ihre Sonderrechte, tatsächliche oder eingebildete, waren dahin.

Ob die Lösung für alle Zeit gelten konnte, wußten wir nicht; daß sie die Möglichkeit eröffnete, vom Grenzkampf zum friedlichen Nebeneinander im Grenzland zu kommen bei Achtung des anderen, werden wir heute sagen dürfen. Nehmen wir die optimistische Äußerung von Mr. Asbury nicht zu wörtlich — er konnte doch wohl stolz darüber sein, daß durch die Kieler Erklärung ein Schritt in die Zukunft getan wurde.

## II

Das schien zunächst nicht so. Der Grenzkampf ging frisch-fröhlich weiter, zumindest für den oberflächlichen Betrachter. Das zeigten in besonderem Maße die Wahlkämpfe, und es lohnt sich, einmal die Zeitungen jener Wochen — das „Flensburger Tageblatt“ und „Flensburg Avis“ — zu durchblättern oder in vergilbten Wahlplakaten und -informationen die Parolen zu entziffern. „Unsere Heimat ist in Gefahr! Südschleswiger! Wer soll das Schicksal unserer Heimat bestimmen. Du oder die Flüchtlinge?“ (Landtagswahl 1950). — „Die Wählergemeinschaft Deutsches Flensburg ist das Sammelbecken aller Menschen, die noch ein Vaterland kennen, das Deutschland heißt!“ — „Wir wünschen ein starkes dänisches Bekenntnis, weil wir ein solches für einen wichtigen Schritt halten auf dem Wege Südschleswigs heim nach Dänemark.“ — „Wer hat Flensburgs deutsche Wähler betrogen? Die SPD in Flensburg; denn sie war es, die den Deutschen Wahlblock von 1948 verraten hat.“ — „I. C. Möller oder Chaos! — Wählergemeinschaft Deutsches Flensburg (WDF)= Wählt die Flüchtlinge!“ (Kommunalwahl 1951.)

Der Ministerpräsident Friedrich-Wilhelm Lübke (CDU), Regierungschef in Kiel vom 25. Juni 1951 bis 11. Oktober 1954, vorher Landrat im Landkreis Flensburg, der sich bei der Abstimmung über die Kieler Erklärung der Stimme enthalten hatte (er hätte auch gegen sie stimmen können!), galt in besonderem Maße bei den Mitgliedern der dänischen Minderheit als Vertreter einer harten Grenzpolitik, der zunächst die „echten“ von den „unechten“ Dänen zu trennen wünschte. Lübke wurde gern mit Koller verglichen, dem Oberpräsidenten der Provinz Schleswig-Holstein um 1900, der durch seine Minderheitenpolitik erreichte, daß sich die

Dänen fester zusammenschlossen. In der Zeit Lübkes nahm die Zahl der Stimmen, die für den „Südschleswigschen Wählerverband“ (SSW) abgegeben wurden, von 65 967 (Kommunalwahlen 1951) auf 42 242 Stimmen (Landtagswahl 1954) ab. Der Prozeß der Normalisierung dauerte an.

Wie die angeführten Wahlparolen zeigen, kämpfte der Deutsche Wahlblock, eine Verbindung der bürgerlichen Parteien CDU, FDP, DP mit dem BHE, nicht nur gegen die dänischen Parteien SSW und SPF (Sozialdemokratische Partei Flensburgs), sondern auch gegen die SPD, die in der Stadt Flensburg jahrelang fast keine Rolle spielte und auf dem Lande in den Grenzkreisen damals auch nur schwach vertreten war. Der Landesbezirk der SPD, getreu der Kieler Erklärung, die durch von ihr gebildete Kabinette getragen war (Kabinett Hermann Lüdemann, 29. April 1947 bis 29. August 1949, Kabinett Bruno Diekmann, 29. August 1949 bis 5. September 1950), lehnte es ab, in jedem Wahlkampf ein Plebiszit zu sehen, und zog es vor, beginnend schon mit der ersten Bundestagswahl im August 1949, ohne Wahlbündnisse sich dem Wähler zu stellen und auf nationale Einheitsparolen mehr oder weniger zu verzichten. Das hat der SPD sicherlich viele Wählerstimmen gekostet, und sie konnte lange nicht verhindern, daß der stärkste Partner in den bürgerlichen Wahlblöcken, die CDU, auf der Welle nationaler Abstimmungssiege eine Position auf- und ausbauen konnte, die sich in vielem nur aus den besonderen Gegebenheiten eben des Grenzlandes erklärte. Verstärkend zur allgemeinen Tendenz nationaler Selbstbehauptung im Wahlkampf traten die Mittel allgemeinerer und anziehender Propaganda, die Fackelzüge der Jugend und gemeinsamer Gesang. Am Abend vor einer Wahl, auf der deutschen Abschlußveranstaltung, musizierte die ehemalige Regimentskapelle unter Musikmeister Sinkula bravourös den „Großen Zapfenstreich“, die Musiker vollzählig versammelt und mit Eifer und Können dabei, wenn auch in tristem Zivil gekleidet. So wurde auch nationale Solidarität beschworen.

### III

Am 26. September 1949 nahm der Schleswig-Holsteinische Landtag die Kieler Erklärung bei zwei Stimmenthaltungen an. Ihr wichtigster Satz lautet: „Das Bekenntnis zum dänischen Volkstum und zur dänischen Kultur ist frei. Es darf von Amts wegen nicht bestritten oder nachgeprüft werden.“ Entsinne ich mich recht, wurde vom Entstehen dieser Erklärung und auch von ihr selbst im Grenzland wenig Kenntnis genommen. In der Schule z. B. wurde sie nicht behandelt, und auch bei politisch interessierten Bewohnern des Grenzlandes wurde nicht viel über sie gesprochen, sehen wir von Grenzpolitikern und -aktivisten sowie von Parteipolitikern ab, diesen Gruppen, die fast „berufsmäßig“ sich mit ihr auseinanderzusetzen hatten. Daß die Kieler Erklärung in weiten Kreisen der Bevölkerung so wenig beachtet wurde, hing nicht von irgendeinem bösen Willen

ab oder gar vom Einfluß der Gegner dieses „Freibriefes für die dänische Minderheit“, sondern ist anders zu erklären.

Ein Ereignis von größerer politischer Bedeutung drängte die Kieler Erklärung als ein zu beachtendes Ereignis zurück: die Konstituierung der Bundesrepublik Deutschland.

Am 1. September 1948 war der Parlamentarische Rat in Bonn zusammengetreten, am 8. Mai 1949, dem vierten Jahrestag der bedingungslosen Kapitulation des Dritten Reiches, hatte er seine Beratungen beendet. Die westlichen Besatzungsmächte genehmigten am 12. Mai den Entwurf, und nach Ratifizierung durch die westdeutschen Länderparlamente wurde das Grundgesetz am 23. Mai 1949 als rechtskräftig verkündet.

Die Wahlen für den ersten Deutschen Bundestag folgten am 14. August 1949. Ihr ging ein Wahlkampf voraus, der im Grenzland zu einer Kraftprobe zwischen deutsch und dänisch wurde. Es war der erste Wahlkampf, der auf deutscher Seite hatte planmäßig vorbereitet werden können und den Einsatz all der Männer, Frauen und Jugendlichen erlaubte, die sich für die deutsche Sache zur Verfügung stellten. Der Wahl, der eine besondere Bedeutung vor der bundesdeutschen Öffentlichkeit zukam, wurde von beiden Seiten volle Aufmerksamkeit und ganzer Einsatz gewidmet. Würde „ein Däne“ nach Bonn kommen und, falls ja, als direkt gewählter Abgeordneter des Grenzlandes?

Der deutsche Wahlblock (CDU, FDP, BHE, DP) stellte als unabhängigen Kandidaten den Oberschulrat Dr. E. Edert auf, einen Kenner der Schul- und Kulturverhältnisse des Grenzlandes. Er wurde direkt gewählt, im Wahlkreis Flensburg-Stadt. Die SPD lehnte bekanntlich einen deutschen Einheitskandidaten ab; ihr Kandidat errang nur wenige Stimmen.

Über die Landesliste wurde als Vertreter der dänischen Minderheit Hermann Clausen aus Schleswig gewählt, ein alter Sozialdemokrat von 1920 bis 1946, seit 1945 Mitglied der dänischen Minderheit, jetzt Vorsitzender des Südschleswigschen Wählerverbandes (SSW), Teilnehmer an den Beratungen, die zur Kieler Erklärung führten; auf ihn waren 75 388 Zweitstimmen gefallen.

Also doch „ein Däne“ in Bonn; trotz eines beträchtlichen Stimmenrückganges des SSW seit der Kreis- und Kommunalwahl vom 24. Oktober 1948 mit 91 631 Stimmen für den SSW — wenn überhaupt diese Wahlen zu verschiedenen politischen Körperschaften miteinander verglichen werden können. Damals tat man das, damals liebte man derartige Vereinfachungen, nur um ein Vorankommen der eigenen Sache feststellen zu können und sich bestätigt zu sehen. Insofern war die von führenden deutschen Grenzpolitikern vertretene Auffassung, jede Wahl sei ein Plebiszit, wohl zu verstehen. Allzu große Differenzierungen vorzunehmen ist in solchen Zeiten meist ein „Fehler“ mit schwerwiegenden Folgen, und Fehler konnte man sich auf keiner Seite erlauben, dazu war die Situation zu wenig

entschieden, zu offen.

Es versteht sich, daß das politische Geschehen in Bonn die Aufmerksamkeit aller beanspruchte. Die Konstituierung des neuen westdeutschen Staates in den ersten drei Wochen des September 1949 war ein Vorgang von großer Spannung, ließ doch das Ergebnis der Bundestagswahl (CDU/CSU 139 Sitze, SPD 131, FDP 52, Bayernpartei 17, DP 17, KPD 15, Wirtschaftliche Aufbauvereinigung 12, Zentrum 10, die extreme Rechte DRP (Deutsche Rechtspartei) 5, Parteilose 3 und die Südschleswigsche Wählervereinigung ein Sitz) eine große Koalition zu, eine Entscheidung, die sicherlich von vielen, die einen guten Start der Demokratie in Westdeutschland wünschten, begrüßt worden wäre. (Nicht auszudenken, wie in diesem Falle die weitere politische Entwicklung der BRD vor sich gegangen wäre!) Der Bundestag und der Bundesrat traten am 7. September 1949 in Bonn zusammen; am 12. September wählte die Bundesversammlung den Bundespräsidenten (Theodor Heuss, FDP), drei Tage später der Bundestag Konrad Adenauer (CDU) zum Bundeskanzler, und am 20. September wurden Adenauer und die Bundesminister vor dem Parlament vereidigt. Dem neuen deutschen Staat, der aus dem besiegten Dritten Reich erwuchs, sollte es zunächst verwehrt sein, eine eigene Außenpolitik zu führen. Dieses Gebiet — und anderes — blieb den Hohen Kommissaren, die die drei westlichen Siegermächte vertraten, vorbehalten; so war es vorgesehen. In den wenigen Bemerkungen, die Adenauer in seiner Regierungserklärung der Außenpolitik widmete, hieß es: „Unter den Bundesministerien fehlt ein Außenministerium. Das bedeutet keineswegs, daß wir damit auf jede Betätigung auf diesem Gebiet Verzicht leisten.“ Er werde versuchen, in Zusammenarbeit mit den Hohen Kommissaren „unsere Freiheiten und unsere Zuständigkeiten Stück für Stück zu erweitern“. Diese Aussage ließ im Grenzland aufhorchen; sollte es bald eine eigene Außenpolitik der Bundesrepublik geben, die dann auch die Beziehungen zum nördlichen Nachbarn ordnen würde?

#### IV

Die Kieler Erklärung — oder genauer „Erklärung der Landesregierung Schleswig-Holstein über die Stellung der dänischen Minderheit vom 26. September 1949“ — fiel in eine Zeit, in der mit dem Werden des westdeutschen Staates politische Prozesse und Entscheidungen im Vordergrund des allgemeinen Interesses standen, die selbst im Land Schleswig-Holstein die Aufmerksamkeit eher nach Bonn zu richten vermochten als nach Kiel. Aber auch die Rechtsgrundlagen und der Geltungsbereich blieben strittig, obwohl die entscheidenden Aussagen der Kieler Erklärung in die Landessatzung für Schleswig-Holstein vom 13. Dezember (Artikel 5 und 6) übernommen wurden.

Einmal war strittig, was eigentlich eine „Erklärung“ sei, und es ist nicht weiter erstaunlich, daß die Kieler Erklärung öfter als Abkommen angesehen und auch so

genannt wurde, wie z. B. in der weitverbreiteten Schrift von Hans Peter Clausen „Südschleswig - ein europäisches Problem“ (hrsg. vom Sydslesvigsk Udvalg af 5. Maj 1945, noch in der dritten durchgesehenen und geänderten Auflage, 1953). Eine andere Frage war, ob eine Minderheit, die zur Irredenta geworden ist, überhaupt einen Minderheitenschutz beanspruchen könne. Die Kieler Erklärung war weder ein Abkommen noch ein Gesetz, sondern ein einseitiger Staatsakt. Damit waren ihre Inhalte kein einklagbares Recht. Dennoch mußte und konnte angenommen werden, daß eine solche Erklärung, die von einem Parlament verabschiedet worden war, analog bilateralen Verträgen unter dem ältesten Grundsatz des Völkerrechts, daß Verträge einzuhalten seien (pacta servanda), stehen müsse, sollte sie sich nicht selbst aufheben. Auch wenn Juristen anders denken mochten, durfte wohl von einem solchen Verständnis der Erklärung ausgegangen werden.

So hat sie auch in die Zukunft gewirkt, trotz vieler Widerstände, einiger Umgehungen ihrer Intentionen, enttäuschter Erwartungen bezüglich der Gegenseitigkeit zugunsten der deutschen Minderheit in Dänemark, wie sie in der Präambel ausgesprochen werden.

In ihrer Aussage war die Erklärung nicht so neu, wie vielfach angenommen wurde. Schon im preußischen Schulerlaß vom 31. Dezember 1928 hieß es: „Das Bekenntnis, zur Minderheit zu gehören, darf weder nachgeprüft noch bestritten werden.“ Eine entsprechende Ordnung des polnischen Minderheitenschulwesens war damals vorangegangen.

Dennoch war neu, was die Kieler Erklärung aussagte und anstrebte, denn in den nationalen Auseinandersetzungen der Jahre 1947 bis 1954 knüpften beide Seiten nur zu gern an die Aussagen und Verhaltensweisen an, die schon die Abstimmungszeit 1919/20 gekennzeichnet hatten. Das ist gut erklärlich, gehörten doch die führenden Vertreter beider Seiten der Generation an, die damals dabeigewesen war. So wurden viele Erinnerungen an damals wach, auch wohl heraufbeschworen, besonders in Tagen des Wahlkampfes, und die Hochstimmung nationaler Solidarität und Gemeinschaft verdrängte oft die nüchterne Behandlung des anderen unter Anerkennung seiner Lebensweise und Entscheidungsfreiheit. Gelegentlich ist in der jüngsten Vergangenheit beklagt worden, daß die Wahlkämpfe der letzten Zeit so zahm seien und nicht zu vergleichen mit denen der Nachkriegszeit, die so spannend und farbig gewesen seien. Auch dieses „Bedauern“ gehört dazu, will man die Wirklichkeit von damals mit der von heute vergleichen und beiden gerecht werden.

## V

Das Datum, an dem die Kieler Erklärung verabschiedet wurde, war ungünstig; der Alltag im Grenzland, vielfach durch Wahlvorbereitungen und Erinnerungsfeiern

(10. Februar, 14. März, 24. März) geprägt und durch kulturelle Veranstaltungen bereichert, richtete sich nicht so bald nach ihr. Doch Absichtserklärungen genügen nicht, wenn sie nicht mit Leben erfüllt werden. Es kam hierbei nicht auf programmatische Erklärungen führender Politiker an, sondern darauf, ob in dieser oder jener Gruppe so gelebt wurde, wie es die Kieler Erklärung erwartete.

Der Grenzfriedensbund (Bund für deutsche Friedensarbeit im Grenzlande, gegründet 1950) erklärte in seinem Programm: „Der Bund für deutsche Friedensarbeit im Grenzlande will in europäischem Geiste deutsche Kulturarbeit im Grenzlande pflegen, ein friedliches Nebeneinander von deutschem und dänischem Volkstum fördern und zur Verständigung mit dem dänischen Nachbarvolke einen Beitrag leisten ... Der Grenzfriedensbund steht auf dem Boden der Kieler Erklärung und gesteht jedem deutschen Staatsbürger das Recht zu, sich zur dänischen Minderheit zu bekennen und dänisches Volkstum zu pflegen. Eine Verschiebung der deutsch-dänischen Staatsgrenze nach Norden oder nach Süden lehnt er ab, da sie keine Lösung der nationalen Aufgaben im Grenzlande bringen kann.“

Es ist bekannt, wie schwierig es für den Grenzfriedensbund war, sich auf deutscher Seite gegenüber den anderen Grenzverbänden durchzusetzen und Anerkennung zu finden. Seine Ausrichtung, gebunden an die Kieler Erklärung, ergibt sich aus den aufgeführten Programmpunkten. Niemand kann heute bezweifeln, daß der Ansatz des Grenzfriedesbundes richtig war und er in all den Jahren gute Arbeit geleistet hat, zu der ein sozialer Schwerpunkt gehört. Vor dem Grenzfriedensbund sind in anderen Vereinigungen und Kreisen verschiedenartige Bemühungen aufgenommen worden, das Gegeneinander des Grenzkampfes abzubauen und zum gemeinsamen Gespräch zu kommen. Dazu waren zunächst vertrauliche Gespräche nötig, um Informationen aus erster Hand zu gewinnen. Die Dänen und die Deutschen des Grenzlandes mußten sich — wieder einmal — neu kennenlernen, Vertrauen zueinander fassen, sich Achtung entgegenbringen.

In der „Donnerstagsgesellschaft von 1949“ trafen sich Bürger der Stadt Flensburg und ihrer Umgebung aus beiden nationalen Lagern zum Gespräch. Langjähriger Vorsitzender dieses Kreises war der Kaufmann Otto Stoehr.

Es ist nun zu fragen nach der Haltung der Jugend. Bekanntlich zeichnete sich auf dänischer Seite ein Kreis jüngerer Schleswiger, die an dänischen oder deutschen Universitäten, Hochschulen oder Seminaren studierten, aus durch sein Bemühen, zu einem Gespräch über die trennende Grenze hinweg zu kommen. Dieser Kreis war im „Verein südschleswigscher Studierender“ (Forening af Sydslesvigs studerende) zusammengefaßt und gab über Jahre hindurch eine Zeitschrift heraus, die den bezeichnenden Titel „Front og Bro“ (Front und Brücke) trug. Wer stand diesem Kreis auf deutscher Seite gegenüber? Woher kamen die Gesprächspartner, und wie und wann kam man zusammen?

## VI

Eines Tages im Wintersemester 1949/50 saßen einige Studenten verschiedener Fakultäten in der Mensa der Kieler Universität beisammen. Sie stammten aus den Grenzkreisen und -orten des Landes und besprachen die politische Lage dort oben. Sie kamen im Laufe des Gesprächs überein, einen Arbeitskreis zu gründen, der sich mit dem Grenzproblem beschäftigen sollte und überhaupt Informationen über den europäischen Norden vermitteln und Kontakte nach Skandinavien suchen sollte. Diese studentische Vereinigung erhielt den Namen „Deutscher Arbeitskreis für den Norden an der Universität Kiel“ und wurde von der Universität anerkannt. Die deutschen Grenzverbände unterstützten ihn. Vorträge und Diskussionen mit sachkundigen Vertretern des politischen und öffentlichen Lebens und der Grenzverbände wurden veranstaltet und die Studentenschaft der Christian-Albrechts-Universität dazu eingeladen. Später wurde die Teilnahme Kieler Studenten am Knivsbergfest der deutschen Minderheit in Nordschleswig organisiert, und in Exkursionen in den Landesteil Schleswig wurden die Probleme des Grenzlandes erkundet.

Im Dezember 1952 führte der Arbeitskreis z. B. eine Studienfahrt unter dem Thema „Die Schulfrage im Grenzland“ durch. Studierende der Pädagogischen Hochschule Kiel nahmen teil. Einige dänische Schulen wurden besichtigt und mit den Schulleitern gesprochen (Hiort-Lorenzen-Schule in Schleswig, dänische Schule Idstedt, Volkshochschule Jarplund, Christian-Paulsen-Schule in Flensburg). Die Grenzakademie Sankelmark wurde besucht und vorgestellt und im Deutschen Grenzheim Sophiesminde in Flensburg mit deutschen Grenzpolitikern diskutiert. Erinnerunglich ist der starke Eindruck, den Jörgen Jessen, der Leiter der Volkshochschule Jarplund, auf die Teilnehmer machte. Das Besondere einer dänischen Volkshochschule wurde spürbar.

In größerem Rahmen konnte im Januar 1953 eine Tagung „Verantwortung an der Grenze“ in der Grenzakademie Sankelmark durchgeführt werden. Vertreter der Jugendorganisationen der demokratischen Parteien, der Deutschen Jugend des Ostens, der Schleswig-Holsteinischen Landjugend, des Deutschen Jugendverbandes in Nordschleswig, der Deutschen Grenzlandjugend und Studierende der Universitäten Kiel und Hamburg sowie der Pädagogischen Hochschule Kiel nahmen teil. Die eingeladenen dänisch-orientierten Studenten aus dem Grenzland folgten der Einladung nicht, da „hinsichtlich des Tagungsortes Sankelmark einige Bedenken“ bestanden. (Die Grenzakademie Sankelmark fiel auf Jahre hinaus als Begegnungsstätte zwischen Deutschen und Dänen des Grenzlandes aus, da die Dänen es dem Ministerpräsidenten Lübke nicht verzeihen konnten, daß er ihnen den Bau ihrer Volkshochschule am Sankelmarker See — jetzt in Jarplund — nicht erlauben wollte, dann jedoch dort die Grenzakademie

errichten ließ.) Gespräche zwischen deutschen und dänischen Studierenden aus dem Grenzland waren schon mehrfach geführt worden, wie noch zu berichten sein wird.

Größere Aufmerksamkeit in der Öffentlichkeit und in der Presse fand die „Deutsch-Skandinavische Tagung“ (16. bis 20. März 1953), die ebenfalls in Sankelmark stattfand, wiederum ohne Teilnahme dänischgesinnter Studenten aus dem Landesteil Schleswig. Es trafen sich 52 jüngere Politiker, Jugendleiter, Journalisten und Studierende aus Dänemark, Finnland, Norwegen, Schweden und der Bundesrepublik zu Gesprächen von erfreulicher Offenheit. Die deutschen Teilnehmer hatten Thesen vorbereitet, über die in Arbeitsgruppen beraten wurde. Einige lauteten:

— Ist die Auswirkung der deutschen Besatzungszeit in den betroffenen Ländern so schwerwiegend, daß eine freundschaftliche Zusammenarbeit der Völker mit Deutschland heute noch beeinträchtigt wird?

— Wir glauben, daß der Neofaschismus in Deutschland keine ernsthaften Möglichkeiten besitzt, einen spürbaren Einfluß auf die politische Entwicklung zu nehmen, sofern Deutschland in der europäischen Gemeinschaft volle Gleichberechtigung finden wird.

— Wir halten die „Kieler Erklärung“ dann für eine gute Regelung des Verhältnisses zwischen Deutschland und der dänischen Minderheit in Südschleswig, wenn auch den Deutschen in Nordschleswig im Sinne der Präambel zur „Kieler Erklärung“ volle Gleichberechtigung zuteil wird. Wir glauben weiterhin, daß eine Verschiebung der Grenze das Schleswig-Problem nicht lösen wird.

— Wir hoffen, daß die Minderheitenfrage, unbeeinflusst durch materielle Gesichtspunkte in Notzeiten und unvertretbare Propaganda, aus dem Bereich machtpolitischen Kampfes herausgelöst und zu einer freien Gewissensentscheidung des einzelnen wird.

Ein dänischer Teilnehmer schrieb in einer dänischen Zeitung über die Tagung: „Man debattierte Minderheitenprobleme, besonders das Selbstbestimmungsrecht, und es bestand auf beiden Seiten ein ehrlicher Wille, zu einem Resultat zu gelangen.“ In einem deutschen Pressebericht heißt es: „Die vor allem naturgemäß zwischen dänischen und deutschen Teilnehmern stattfindende Debatte über die Schleswigfrage zeichnete sich durch eine erfreuliche Sachlichkeit auf beiden Seiten aus. Man stellte fest, daß man in manchen Punkten schwerlich zu einer gemeinsamen Auffassung gelangen könne, daß es aber schon viel wert sei, wenn die jungen Kräfte auf beiden Seiten dafür arbeiten würden, daß die politische und kulturelle Auseinandersetzung zwischen Deutsch und Dänisch im Grenzlande Schleswig fair und sachlich ohne Haßgefühle geführt werde.“ Ein anderer Pressebericht hebt hervor: „Für die meisten Skandinavier waren die

Auseinandersetzungen an der deutsch-dänischen Grenze und die Minderheitenfrage etwas völlig Neues. Deutsche und dänische Teilnehmer bekannten sich einmütig zur Kieler Erklärung und für ihre Verwirklichung im Geiste der gegenseitigen Toleranz.“

Die Äußerungen lassen deutlich werden, wie mühsam es im Jahre 1953 noch war, in Tagungen mit Dänen und Skandinaviern über die Zukunft der Bundesrepublik und die Entwicklung an der deutsch-dänischen Grenze zu sprechen. Nur zu gern verlegt unsere trügerische Erinnerung heute dieses Stadium einer allgemeinen politischen Normalisierung vor, vielleicht in die Jahre 1950 und 1951. Aber hiermit soll auch deutlich werden, in welcher Atmosphäre die Kieler Erklärung sich durchzusetzen hatte, und wohl erst in den Jahren 1954 und 1955 so einzuwirken begann, wie es zu erwarten war.

Von Anfang an hatten die Mitglieder des „Deutschen Arbeitskreises für den Norden“ den Kontakt zu den jungen Vertretern des Neudänentums gesucht, um trotz aller Gegensätze zu einer Verständigung im Grenzland zu kommen. Man kannte sich vielfach aus der gemeinsamen Schulzeit. So waren Verabredungen zu mehrtägigen Treffen möglich. Diese Kontakttreffen, auch „rundbordssamtaler“ genannt, fanden z.B. im dänischen Jugend-Europahaus in Hamburg bei Karl Nielsen statt, in der dänischen Volkshochschule in Jarplund (damals noch einem Komplex aus alten Wehrmachtsbaracken, aber mit der Atmosphäre, die eine dänische Volkshochschule auszeichnet und die nicht zu kopieren ist), später auch im Waldschulheim Glücksburg der Arbeitsgemeinschaft Deutsches Schleswig (ADS). Die Gespräche verliefen nicht immer friedlich, sondern — und das vor allem auf den ersten Treffen — alle sagten sich in nötiger Offenheit die Meinung; aber die Tatsache, daß am Ende eines jeden Treffens ein neues vereinbart wurde, zeigt, daß die Aussprachen trotz aller Schärfe für richtig gehalten wurden, erlaubten sie doch, die eigene Auffassung zur Diskussion zu stellen, die Argumente zu prüfen, historische Begründungen auf ihre Haltbarkeit zu überprüfen. Diese Kontakttreffen waren — abseits der „offiziellen“ Grenzpolitik, wie sie von den Grenzverbänden, Organisationen, Vereinen und der Presse beider Seiten geführt wurde — ein Glied in der Kette der anstrengenden, aber ehrlichen Bemühungen, irgendwie zu einem Ausgleich zu kommen und das Klima im Grenzland zu verbessern.

## VII

Im Laufe der Jahre wirkte sich dieser Einsatz aus. Auch die großpolitische Entwicklung führte im Grenzland zu den Veränderungen, die den Grenzkampf alten Stiles nicht mehr erlaubten. Es kam zu einer gewissen Normalisierung, die sich auch in den Wahlergebnissen ausdrückte. Für die deutsche Minderheit in Nordschleswig ergaben sich nach zähen Verhandlungen wichtige

Verbesserungen, vor allem auf schulischem und kulturellem Gebiet, so daß allgemein eine Beruhigung im Grenzland südlich und nördlich der Grenze eintrat. Diese Entwicklung konnte später mit guten Gründen beispielhaft genannt werden. Doch hat dieser Prozeß, der vielfach den Abschied von lieb gewordenen Vorstellungen und besonderen Hoffnungen bedeutete, sich über einige Jahre hingezogen. 1955 kann ein Jahr der Wende genannt werden. Einiges darüber wurde schon gesagt.

Vom 16. bis 20. August 1955 versammelten sich in der Magleaa's Folkehøjskole auf Seeland dänische und deutsche Grenzpolitiker, -sachverständige und einige Interessierte, die den verschiedenen Generationen angehörten, zu einem Treffen, das in der Presse, vor allem der dänischen, starke Beachtung fand. Die dort vorgetragenen Referate wurden unter dem bezeichnenden Titel „Grænsekampen i ny fase?“ (Eine neue Phase des Grenzkampfes?) veröffentlicht. Die Reaktion vor allem in Dänemark und in der dänischen Presse reichte von Verärgerung und Ablehnung bis zu vorsichtiger Anerkennung und zurückhaltender Zustimmung. In dieser Zusammenkunft schienen — rückblickend gesehen — gleichgerichtete Bestrebungen verschiedener Gruppen und Organisationen (Mellempølskigt Samvirke, Forening af Sydslesvigs Studerende, Grænseforeningens Ungdom, Grenzfriedensbund, Deutscher Arbeitskreis für den Norden) in glücklicher Weise zusammenzufließen und bei Wahrung aller Verschiedenheiten das gemeinsame Gespräch zu ermöglichen, das Voraussetzung für die Entspannung im Grenzland ist. Das war damals beileibe keine Selbstverständlichkeit — so unglaublich es heute klingen mag. Doch ist nicht zu verschweigen, daß es der vielen vorbereitenden Gespräche in den vergangenen Jahren bedurft hatte, bis eine solche Bestandsaufnahme gewagt werden konnte.

Diese Bemühungen, zu einem Miteinander im Grenzland zu kommen, wurden auf anderen Ebenen und mit anderen Mitteln — z. B. durch die deutsch-dänische Buchausstellung in Flensburg 1952 und die „Flensburger Tage“ (ab 1954) — erweitert und fortgeführt. Vieles kam zusammen, um den Geist der Kieler Erklärung und der Bonner Grundsatzklärungen, die sie 1955 ablösten, wirksam werden zu lassen. Wenn dieser Prozeß so lange Zeit währte, wie es rückblickend fast nicht vorstellbar ist, dann vielleicht deshalb, weil in ihm nichts geschenkt wurde, so daß sich ein echtes Ergebnis ergab, das Bestand haben kann.

Hans Peter Clausen drückte das in der genannten Schrift so aus: „Das Ziel muß sein, eine Atmosphäre des Verstehens und des gegenseitigen Respektes zu schaffen, so daß die Achtung vor dem Gegner und seiner Motive entscheidend bleibt, obwohl man seine eigene Meinung behauptet. Dies fordert Selbstbeherrschung und guten Willen auf beiden Seiten, aber unter diesen Voraussetzungen wird sich die Berührung zwischen deutscher und dänischer Kultur in Südschleswig wahrscheinlich als bedeutungsvoll erweisen, auch in einer

weiteren Perspektive als der beschränkt nationalen gesehen.“

## VIII

Ernst Siegfried Hansen, ein guter Kenner der ersten Nachkriegsjahre, hat kürzlich die Auffassung vertreten, es sei rückwirkend schwer verständlich zu machen, warum die Kieler Erklärung in der Bevölkerung des Grenzgebietes auf so starke Skepsis, um nicht zu sagen auf Ablehnung gestoßen sei. Die Erklärung habe doch in vorbildlicher liberaler Weise die Rechte einer nationalen Minderheit festgelegt. Zum Verständnis dieser Reaktion meint E. S. Hansen: „Einem Teil der deutschen Mehrheitsbevölkerung erschien die Erklärung als Vorwegnahme einer noch nicht abgeschlossenen Entwicklung: Die unter den gegebenen Zeitumständen angeschwollene dänisch orientierte Heimatbewegung im Landesteil Schleswig sei mit dem Begriff nationale Minderheit nicht zu charakterisieren. Ebenso reagierte man gegen die Einseitigkeit der Regelung, die nicht davon abhängig gemacht worden sei, daß entsprechend der deutschen Minderheit in Nordschleswig Zusicherungen gegeben würden. Auch die Auffassung war erheblich verbreitet, daß eine Loyalitätserklärung der dänisch orientierten Heimatbewegung die Voraussetzung für die Erklärung hätte sein müssen.“

Es erscheint angebracht, die gewisse Ablehnung der Kieler Erklärung aus der psychologischen Sicht von Minoritätenproblemen zu sehen und sie so mehr ins Allgemeine zu heben. Die zahlenmäßig so beachtliche Zunahme der dänischen Minderheit wurde von deutscher Seite als bedrohlich empfunden. Verstärkend kam hinzu, daß in Zeiten der allgemeinen Not sich in der Regel Anti-Minoritäten-Haltungen verhärteten. Die dänische Minderheit reagierte mit verstärkter Integration. Die Fronten versteiften sich. Es dauerte seine Zeit, diesen sich steigenden Prozeß aufzuhalten, wobei es von Wichtigkeit war, daß durch die Konsolidierung der allgemeinen Verhältnisse, die eine Zukunft nicht mehr so unsicher erschienen ließ, der Rückgang der dänischen Stimmen erfolgte. Die verhärteten Fronten zu durchbrechen durch zunehmende Kontakte zwischen den Lagern war die vorausschauende Aufgabe der genannten Gruppen, Gesprächskreise, Veranstaltungen, Organisationen — nicht zu vergessen unzählige private Begegnungen, gewollte und ungewollte, die in diesem Sinne genutzt wurden. Das alles war nicht selbstverständlich, doch langsam wuchs die Zahl derer, die in diesen Interaktionen ihre Aufgabe sahen, trotz Ablehnung, Beharrungsvermögen und Widerständen in beiden Lagern.

Die Kieler Erklärung wies den Weg zu einer friedlichen Lösung des Minderheitenproblems. Er wurde beschritten, er führte weiter. Friedliche Lösungen bei Aufgabe liebgewordener überlieferter Vorstellungen dauern immer einige Zeit. Sie erfordern Geduld. Nach Raymond Aron verfolgt die Geschichte „einen Mittelweg, der immer erkennbar bleibt, weil er gekennzeichnet ist durch die

Doppelnatur der Menschheit: zugleich unwandelbar und veränderlich zu sein“. Die zeitgeschichtlichen Entwicklungen forderten eine Überwindung des Grenzkampfes und den Verzicht auf eine Agitation, für die auf beiden Seiten abgedroschene Phrasen und veraltete Gesichtspunkte hervorgeholt worden waren. Einer der ersten, der erkannte, daß man ganz einfach nicht fortfahren könne, auf Idealen und Argumenten zu bauen, die im vorigen Jahrhundert Gültigkeit besessen hatten und nun anfangen, veraltet zu sein, war auf dänischer Seite Hans Peter Clausen in seiner bereits genannten Schrift „Südschleswig - ein europäisches Problem“ (1. Auflage 1951).

Die Schleswigfrage war sicherlich in den ersten Jahren nach 1945 eine europäische Frage, aber — und hier unterscheiden sich aus einsichtigen Gründen die deutsche und die dänische Auffassung — doch nicht so sehr ihrer politischen Bedeutung nach, wie die britische Regierung und Besatzungsmacht der dänischen Regierung und Minderheitenführung deutlich gemacht haben — gleiche Hinweise von deutscher Seite zählten aus begrifflichen Gründen nicht —, sondern wegen der vielen politischen Kräfte und Institutionen, die sich mit ihr befaßten.

Heute gilt allgemein die Ablösung des früheren Grenzkampfes in Schleswig als beispielgebend für Europa. Viele Kräfte haben sie ermöglicht. Die Entspannung im Grenzland brachte ein friedliches Nebeneinander der beiden Volkstümer im Grenzland, das bereichert wird durch das wetteifernde Angebot aus beiden Kulturen. Die Aufgabe, zu einem Miteinander zu kommen, stellt sich heute und für die Zukunft.

Hans Peter Clausen schrieb (und warum sollte aus heutiger Sicht neu formuliert werden, was damals so deutlich gesehen und gültig seinen Ausdruck fand?): „Es besteht kein Zweifel darüber, daß die Besinnung auf die heimischen, nationalen Werte ein sehr wertvoller Ansporn für die kulturelle Entwicklung der einzelnen Länder gewesen ist; doch haben besonders die letzten Jahrzehnte mit ihren katastrophalen Begebenheiten uns in unbehaglicher Weise über die weniger glücklichen Folgen eines übertriebenen Nationalismus belehrt. Außerdem ist die technische und merkantile Entwicklung der alten Aufteilung in kleine nationale und wirtschaftliche Einheiten längst vorausgeeilt, und in den letzten Jahren haben militärische Erwägungen den Gedanken stark unterstützt, die politischen Konsequenzen aus der Tendenz der Technik und der Wirtschaft, größere Einheiten in der Welt zu schaffen, zu ziehen.“

Das ist eine Antwort auf die Frage, warum der Wandel auch in der Grenz- und Minderheitenfrage kommen mußte, früher oder später. Die veränderte Stellung Europas in der Welt durch den Aufstieg der Vereinigten Staaten und der Sowjetunion konnte nicht übersehen werden, der Ost-West-Gegensatz in Europa brachte eine neue Einordnung der Grenzfrage mit sich. Vorherrschende Elemente der historischen Kontinuität wie der souveräne Nationalstaat hatten an

Glaubwürdigkeit verloren, ebenso in Verknüpfung mit ihm die Rangordnung der Werte aus der Zeit des europäischen Nationalismus. Nicht die zeitweise vorherrschende Europabegeisterung vor allem der Jugend, die eine Föderation der westeuropäischen Staaten erstrebte, sondern die Einsicht in die Notwendigkeit, in den neuen Verhältnissen den Ort zu finden, der eine gemeinsame Zukunft möglich machte, begann in zunehmendem Maße zu wirken. Andere Dimensionen politischen Geschehens ließen die fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts zu einer Zeit des Überganges werden. Vergleichen wir sie mit dem folgenden Jahrzehnt, liegen die Unterschiede auf der Hand. Die neue Welt hat die Vormundschaft der alten Welt abgeschüttelt. Eine neue historische Periode hat begonnen, die andere Dimensionen und ihre eigenen Probleme besitzt (Geoffrey Barraclough).

Es hat etwas Tröstliches, im begrenzten Raum der schleswigschen Heimat auch eine Veränderung zu erleben, die dem allgemeinen Entwicklungstrend zugeordnet ist. Dabei behalten die Grenzländer ihre Aufgabe als integrierendes Element bei einer europäischen Einigung, die auf diese oder jene Weise das nächste Ziel ist. Sie tragen zu einem besseren Verständnis, zum Kennenlernen der Völker und zum Abbau von Gegensätzen bei. Es gibt auch heute noch viel zu tun, auch wenn mit Genugtuung auf die Wegstrecke zurückgeblickt werden kann, die hinter uns liegt. An ihrem Beginn stand die Kieler Erklärung.

---

På det jævne, på det jævne —  
ikke i det himmelblå —  
der har livet sat Dig stævne — —

KAALUND

Auf der Erde — ganz im Schlichten —  
nicht in fremden Himmelshöh'n —  
will das Leben dir begegnen — —

## Ernst von Stemann - Heinrich Carl Esmarch

### *Zwei Juristen im zusammenbrechenden Gesamtstaat*

*Das Nachstehende ist die Wiedergabe eines Vortrages, der im Rahmen der Flensburger Donnerstag-Gesellschaft von 1949 gehalten worden ist, einem losen Zusammenschluß von Deutschen und Dänen, der sich seit nunmehr einem Vierteljahrhundert in Respekt vor der nationalen Haltung des anderen um das gegenseitige Gespräch miteinander und das Verständnis füreinander bemüht hat. Johs.-H. Meyer, der Vorsitzende der Donnerstag-Gesellschaft und selbst Jurist, zeichnet in seinem Vortrage das Schicksal zweier Fachkollegen nach, deren Lebensweg durch die beginnende nationale Auseinandersetzung um die staatliche Zugehörigkeit ihrer Heimat entscheidend geprägt ist. Die Red.*

Von Südtirol sagt man, es sei die Stätte, wo Nord und Süd sich begegneten, wo der Norden den Süden treffe. Quer zieht sich dort durch das Land ein geistiger Graben, der die Kulturen trennt und ganz offensichtlich sein läßt, was zu dem einen Teil und was zu dem anderen gehört. Auge und Sinn bedürfen der besonderen Schulung nicht, um dort die Grenze zu erkennen. Anders ist es bei uns, wo der Übergang von Süd zu Nord fließend scheint, wo die Architektur die gleiche bleibt auf der Reise nach Norden und wo der Typ des Menschen vom äußeren Habitus her auf dieser Reise kein anderer zu werden scheint. Selbst kluge Menschen, die ein oder zwei Jahrzehnte hier im Lande leben, meinen gegenwärtig, daß ein Übergang von einem Kulturkreis zum anderen hier nicht zu spüren sei angesichts der stärkeren Unterschiede zwischen Ost und West. Dieses zeigt, daß es eines besonderen Auges bedarf, um die Begegnungen zwischen Nord und Süd, zwischen Abendland und Skandinavien auf der Cimbrischen Halbinsel zu sehen. Ein besonderes Auge ist sicher deswegen notwendig, weil der Graben zwischen den Kulturen in der Zeit des holsteinischen-schleswigischen-dänischen-norwegischen Gesamtstaates versandete und zur Naht zu werden schien, ein Vorgang, den wir Zeitgenossen gegenwärtig wieder erleben. Dabei schlägt der Pendel einmal hier, einmal dort höher. Die Entwicklung aber wird zum Wettstreit der Kulturen. Und dieser kristallisiert sich ab und an greifbar in Menschen mit schöpferischen Fähigkeiten. In deren Lebensweg finden wir sozusagen feste Punkte, an denen wir den Wettstreit beobachten und vielleicht sogar messen können.

Ein bedeutender Ausdruck der Kultur eines Volkes ist stets sein Recht in der Handhabung, Pflege und Fortentwicklung, weil hier die Stellung des einzelnen zur Gesamtheit festgelegt wird. Auf der anderen Seite gibt hier die Gesellschaft zu

erkennen, was sie von dem einzelnen hält, wie sie mit ihm umgehen will. Hierzu haben wir aus der letzten Zeit der Gemeinsamkeit der Völker der Cimbrischen Halbinsel zwei Gestalten, die hervorragten, nämlich *Ernst von Steman* und *Heinrich Carl Esmarch*. Zwei Köpfe, die zwar verschiedenen Lagern zugehörten, die aber gelegentlich Äußerungen von einer Gemeinsamkeit von sich gaben, die uns Heutige verblüffen. Wir finden in „Sønderjyllands Historie“ unter dem Abschnitt „Kongens Død“ die folgende möglichst wörtlich übersetzte Notiz:

*„Es schien, daß es zwischen dänisch und deutsch in den letzten Tagen des Königs auch eine mehr versöhnliche Haltung gehen konnte, wenn diese auch letztlich nur die Ruhe vor dem Sturm bedeutete. Das zeigte sich insbesondere in Flensburg, wo sich ja günstige Bedingungen für eine Mittlerrolle fanden. Im Heim des Appellationsgerichtspräsidenten von Steman konnten sich Lauritz Skau und Hans Krüger mit dem Gutsbesitzer von Hobe aus Angeln und anderen schleswig-holsteinisch gesonnenen Ständedeputierten treffen, die offiziellen Einladungen zu Empfängen des kgl. Kommissars nicht zu folgen pflegten. Dort wurden die Spracheskripte offen kritisiert, und man war darüber froh, daß man in Flensburg eine Stätte hatte, in der beide Kulturen im friedlichen Wettstreit miteinander stehen konnten; eine Stätte, in der man während des Winters 1859/60 nacheinander sowohl Gades ‚Elverskud‘ als auch zu Schillers 100. Geburtstag ‚Die Glocke‘, vorgetragen von Solo, Chor und Orchester, genießen konnte.“*

Esmarch auf der anderen Seite äußerte sich als Vertreter der Ständeversammlung einmal wie folgt:

*„Aber auch das Königreich wird gewinnen an innerer Kraft und wahrer Selbständigkeit, wenn es in finanzieller Rücksicht auf sich selbst hingewiesen seine Mittel gehörig nutzt; wenn es seine bedeutenden intellektuellen Capacitäten nur der inneren Entwicklung zuwendet, wenn es in den Herzogtümern nicht mehr feindliche Erbitterung, sondern friedliches Zusammenwirken findet, wenn zwischen uns und den Dänen fernerhin keine andere Rivalität stattfindet, also das Streben, es dem anderen an Treue und Ergebenheit gegen den gemeinsamen Landesherrn hervorzutun.“*

Stemanns Familie stammte aus Westfalen; er starb in Kopenhagen. Esmarchs Familie stammte aus Angeln; er fand sein Grab in Frankfurt/Oder. Wie kam es dazu?

## ERNST VON STEMANN

Stammvater der auf die Cimbrische Halbinsel gezogenen Stemanns war der 1539 in Oldendorf in Westfalen geborene Justus Steman, der sich in Hamburg niederließ und dort die „aus fürnemem Dithmarschischem Geschlecht“ stammende Ilsabe Theben heiratete. Wir wissen, daß um jene Zeit viele Kaufleute aus Westfalen nach Norden zogen. Bemerkenswert ist daher nur, daß es ihm

sogleich gelang, seine Frau aus Dithmarschen und zudem noch aus offenbar gutem Hause zu holen. Seinem einzigen Sohn gelang es dann aber sogar, die aus uradligem Geschlecht der Altmark stammende Agneta von Campe heimzuführen. Dieser Sohn war der erste Steman, der nach Dänemark zog. Er wurde mit 27 Jahren Magister und Prediger der deutschen Gemeinde in Kopenhagen. Fünf Jahre später ging er nach Hamburg zurück, wo er zunächst Prediger und später Archidiakonus an der St. Nicolai-Kirche wurde. Mit ihm begann eine lange Reihe von Geistlichen, Staatsdienern und Gelehrten. Sein Sohn Justus Valentin brachte es zum Professor der griechischen Sprache, dann zum Schloßprediger auf Kronborg und schließlich zum Generalsuperintendenten der Herzogtümer Schleswig und Holstein in Glückstadt, wo er als Konsistorialrat bis zu seinem Tode lebte. Mehrere Nachkommen haben in der Glückstädter Kanzlei als Sekretäre und Theologen gearbeitet. Auf dem Umweg über den Posten eines Herzoglich-Plönschen Kammerrates gelangte einer von ihnen als Amtsverwalter nach Husum. Sohn des Hausvogts, Branddirektors und Schloßverwalters in Husum, Christian Stemann, wurde schließlich der spätere Kgl. dänische Geheime Konferenzrat und Präsident des Appellationsgerichts in Flensburg, Dr. Christian Ludwig Ernst von Stemann, geboren am 14. März 1802. Zwei Vettern seines Großvaters und zugleich Brüder seiner Großmutter, nämlich der 1777 geadelte dänische Finanzminister und Geheime Konferenzrat Ludwig von Stemann und der 1782 geadelte Rat am Oberappellationsgericht in Schleswig waren offensichtlich seine Paten, da er die Vornamen beider trug.

Ernst von Stemann besuchte das Hermann-Tast-Gymnasium in Husum, studierte in Kiel Jura und wurde nach seinem Examen 1822, also im Alter von zwanzig Jahren, Amtssekretär in Apenrade. Der öffentliche Dienst scheint ihm indessen zunächst nicht behagt zu haben. Denn er ließ sich schon 1825 als Untergerichtsadvokat in Husum nieder. Bald jedoch wandte er sich der wissenschaftlichen Arbeit als Privatdozent in Kiel zu. Er las vor allem römisches Recht, in dem er auch 1826 promovierte. Danach nahm er in seine Vorlesungen deutsches Staatsrecht auf. Aber wiederum hielt es ihn nicht lange in einer Stellung. 1827 kehrte er als Advokat nach Husum zurück. Dieses verwundert um so mehr, als Stemann eine große Zahl von historischen und rechtskundlichen Abhandlungen und Büchern geschrieben hat, die ihn als ausgezeichneten Wissenschaftler ausweisen. Eine Erklärung findet sich vielleicht in Georg Christian Burchardis Lebenserinnerungen. Burchardi war gleichzeitig mit Stemann Professor an der Kieler Universität. Ihm wurden einmal von Studenten die Fenster seiner Wohnung eingeworfen. Bei der Aufklärung des Vorfalles stellte sich heraus, daß der im gleichen Haus wohnende Stemann anonym Studenten angezeigt hatte, die in ein Duell verwickelt gewesen waren. Die Studenten hielten Burchardi für den anonymen Anzeiger und wollten sich rächen. Nach der Aufklärung gab es bei ihm

einen formellen Entschuldigungsbesuch der Studenten. Es läßt sich vorstellen, daß danach Stemanns Vorlesungen gemieden wurden und er aus diesem Grunde nach Husum zurückkehrte. Aber auch als Rechtsanwalt hielt es ihn nicht lange. 1836 wurde er Landvogt auf Pellworm, von wo er bereits im darauffolgenden Jahr zum Hardsesvogt und Kirchenschreiber in der Widing- und Norderrangstrupharde aufstieg. Als solcher heiratete er 1837 die Tochter des Justizrats und Zollverwalters von Wardenburg in Husum. 1844 ernannte der König ihn zum Landvogt und Vorsitzenden des Stadt- und Landgerichts auf Aerrø. Hier wurde er Anfang 1848 in den Adelsstand erhoben. Im Jahre darauf wurde er in Flensburg Mitglied der Untersuchungskommission zur Feststellung des Verhaltens schleswiger Beamten während der Erhebungszeit. Dann gehörte er zusammen mit dem Minister Tillisch, dem preußischen Grafen Eulenburg und dem britischen Obersten Hodges zu der Verwaltungskommission für das Herzogtum Schleswig. Hier hielt er sich aus rechtlich und staatsrechtlich unklaren Verhältnissen heraus. So findet sich bei den Erlassen jener Kommission seine Unterschrift nur bei einer Gelegenheit, und die betraf eine Witwen- und Waisenkasse. Insbesondere befaßte er sich nicht mit der Durchführung der Spracheskripte, was im Dansk biografisk Leksikon auch ausdrücklich vermerkt ist. Ein Brief seiner Frau an ihre Eltern bestätigt diese Grundeinstellung:

„Es ist für Ernst ebenso unangenehm wie für mich geradezu schmerzlich, daß er sich mit den politischen Dingen abgeben muß. Und wir wollen beide den Tag loben, an dem er aus seiner jetzigen Stellung befreit wird.“

Auf der anderen Seite zeigt sich sein Sinn für Symbolik und seine Königstreue aus folgendem: Bei Ausbruch der Feindseligkeiten 1848 fragte Frau Stemann ihn nach seiner Einstellung. Er ging wortlos mit ihr an eine Schatulle, in der er seine Papiere verwahrte und zeigte ihr die Urkunde über die Vereidigung auf den König. Dann sagte er, daß er dem König die Treue nicht brechen werde, solange er ein öffentliches Amt für ihn bekleide.

Als die Aufgaben der früheren Landesdicasterien einer Oberjustizkommission übertragen wurden, wurde Stemann ihr Direktor und erstes Mitglied. Bei der Errichtung des Appellationsgerichtes in Flensburg am 6. Februar 1854 ernannte der König ihn zum Präsidenten. Die nächsten zehn Jahre wurden die Glanzzeit in Stemanns Leben. Gerichtspräsident ist er auch kontinuierlich am längsten in seinem Leben gewesen. Er erhielt des öfteren königlichen Besuch und wurde auch zu Hofe gebeten. Die Briefe seiner Frau aus dieser Zeit lassen die Spannung ahnen, die vor solchen Ereignissen im Hause herrschte. Sie geben aber auch die Spannung wieder, welche die Ständerversammlungen in die Stadt brachten. Hier befanden sich die Dänischgesonnenen in der Minderheit. Von ihnen wurde 1860 die „Proposition betreffend eine Loyalitätsadresse“ eingebracht. Im dänischen Lager sah man das als so lobenswert an, daß den dreizehn Unterzeichnern ein

Festessen gegeben wurde. Hierzu lud man die Spitzen der Gesellschaft, darunter Stemann, ein. Er aber und drei weitere erschienen nicht. „Danevirke“ schrieb daraufhin, das Fernbleiben sei auf einen Protokollfehler gegenüber Probst Otzen zurückzuführen. Der Vorgang zeigt, daß Stemann nicht blindlings einer Linie folgte, sondern von Fall zu Fall das tat, was er für richtig hielt. Von 1865 bis 1867 arbeitete Stemann als ernanntes Mitglied des Landthings und Vorsitzender der Oberjustizkommission für die dem dänischen Staat verbliebenen schleswigschen Distrikte. Er siedelte danach nach Kopenhagen über und starb kurz nach der Ernennung zum Geheimen Konferenzrat mit dem Prädikat „Exzellenz“ am 14. März 1867. Er war hoch dekoriert. 1852 wurde er Ritter vom Danebrog, 1853 Kommandeur und 1854 Inhaber des Großkreuzes.

Stemann hat sich durch eine lange Reihe von Publikationen als vorausschauender Bewahrer erwiesen. Nach einem ministeriellen Erlaß sollten die Aktenstücke aus der Zeit vor 1713 eingezogen werden. Er faßte nach gründlicher Forscherarbeit die Ergebnisse der früheren Gerichtstätigkeit in mehreren Büchern zusammen, denen er Urkundenteile beifügte. Die bedeutendsten Zusammenfassungen sind „Schleswigs Recht und Gerichtsverfassung im 17. Jahrhundert“ und „Geschichte des öffentlichen und Privatrechts des Herzogtums Schleswig“. Darüber hinaus hat er die Geschichte zahlreicher Adelsfamilien des Landes erforscht und veröffentlicht. Eigentümlich ist, daß sich in seinem Gesamtwerk nur ein Buch in dänischer Sprache befindet, nämlich „Den danske Retshistorie indtil Christian V.s Lov“, das er 1871 in Kopenhagen herausgab.

Stemanns Produktivität spricht für sich selber. Es fällt aber auf, daß sein Blick stets nach rückwärts gerichtet ist. Vorschläge für Justizreformen und dergleichen sind aus seiner Feder nicht hervorgegangen. Es scheint fast, als ob sich in seinem Bestreben, Altes zu erhalten, die Ahnung ausgedrückt hat, daß dieses angesichts der Verhältnisse und der zu erwartenden Entwicklung das Wichtigste sei. Denn es ist geradezu augenfällig, daß ein so begabter Jurist nicht zu juristischen Tagesfragen Stellung genommen hat. Erhaltung, und wo diese nicht möglich war, doch Sicherung des wahrscheinlich demnächst Verlorengelassenen war sein Ziel. Es ist, als ob er sich der Nachwelt auf diese Weise verpflichtet fühlte, einer Nachwelt, die nichts mehr von dem dänischen Gesamtstaat würde wissen wollen. Wir finden bei ihm dennoch keine Klage über den Untergang seiner Welt, ebensowenig wie er jemals nach der Beendigung der schleswigholsteinischen Erhebung in Siegerstimmung verfiel wie viele seiner Zeitgenossen, voran sein zeitweiliger Vorgesetzter Tillisch. Statt dessen handelte er auf seine Weise und versuchte aus dem künftigen Untergang zu retten, was an geistigen Gütern nur zu retten war. Darin zeigt sich seine Weisheit; darin liegt sein Verdienst für uns Heutige. Seine geistige Ausbildung war ausschließlich deutsch. Seine schriftlichen Äußerungen bezogen sich, von einer Ausnahme abgesehen, auf Schleswig und

Holstein. Und dennoch zog er sich für seinen Lebensabend nach Kopenhagen zurück. Er tat das freiwillig. Denn von einer Ausweisungsverfügung ist an keiner Stelle die Rede. Aber selbst von Kopenhagen aus schreibt er Beiträge zur Geschichte der Herzogtümer. Dieses ist sicher der besondere Ausdruck seines Heimwehs, das wir bei Esmarch in völlig anderer Form finden werden. Er verließ die Heimat aus letztlich politischen Gründen; seine Schaffenskraft aber erhielt er ihr. Kopenhagen bedeutete für ihn das Zurückziehen in eine übernationale Staatlichkeit aus der ihm an sich eigenen partikularen Volklichkeit.

\*

### HEINRICH CARL ESMARCH

Anders zeigt sich uns Heinrich Carl Esmarch. Die weitverbreitete Familie stammt aus Esmark in Angeln, das früher Eskilsmark hieß. Als erster nahm den Namen Jacob Claußen an, der 1584 Pastor in Rabenkirchen war. Die Esmarchs sind als Pastoren und Beamten-geschlecht bekannt. Fast zweihundert Jahre lang stellten sie alleine die Pastoren in Böel. Bei Hedemann-Heespen heißt es, daß sie durch Jahrhunderte vererbten Einfluß im Lande hatten. Viele von ihnen wurden bedeutende Sammler, eine Eigenschaft, die wir bei Heinrich Carl ebenfalls finden werden.

Er wurde 1792 in Holtenau geboren. Sein Vater Christian Hieronymus hatte Theologie studiert und war Mitbegründer des Hainbundes gewesen. Ihn verband eine starke Freundschaft mit Johann Heinrich Voß. Den Beruf des Geistlichen gab er auf, weil er, wie es heißt, zu liberal war. In Holtenau wurde er als Zollverwalter am Kanal beschäftigt. 1801 wurde er als Zollverwalter mit dem Titel des Justizrates nach Rendsburg versetzt, wo Heinrich Carl seine Jugend verlebte. Er studierte zunächst Jura in Heidelberg. Dort lebte damals Johann Heinrich Voß, in dessen Haus er viel verkehrte. Nach Fortsetzung des Studiums in Kiel bestand er Ostern 1813 das juristische Staatsexamen mit dem 1. Charakter. Bereits im Herbst fand er eine Anstellung als Senator der Stadt Kiel. Hier konnte sich der junge Mann schnell bewähren, als es darum ging, mit Bernadotte für die Stadt günstige Bedingungen auszuhandeln. Er vertrat die Stadt als Unterhändler und erreichte eine Reihe von Erleichterungen. Es mag sein, daß dieser Erfolg dazu führte, daß er schon 1815, also mit dreiundzwanzig Jahren, als Kanzlist bei der Schleswig-Holsteinischen Kanzlei in Kopenhagen aufgenommen wurde. Hier findet sich sein Name in einem Bericht aus dem Jahre 1819 rühmlich erwähnt. Er hatte unter sehr schlechten Arbeitsbedingungen, von denen der Bericht die feuchte Kellerluft und die tägliche sehr lange Arbeitszeit erwähnt, das Archiv der Kanzlei für eine Reihe von Jahren geordnet. Sein Chef erbat für ihn aus diesem Anlaß eine besondere zusätzliche Dotierung. Im gleichen Jahr wurde er jedenfalls bereits Chef für das

Sekretariatskontor des 1. und des 4. Departements. 1822 rückte er zum Bürochef auf. Dennoch kehrte er 1823 in das Herzogtum zurück. Er ließ sich zum Bürgermeister in Sonderburg wählen. Am 4. März 1823 erhielt er die Bestallung zum Bürgermeister und Stadtschreiber in Sonderburg und zum Hardsvot in der Süderharde auf Alsen. Dabei setzte er sich gegen ältere und im Dienst höher stehende Mitbewerber durch. Das kann seine besonderen Gründe gehabt haben. Esmarch hatte in Kopenhagen Anna Maria Prehn, die Nichte des Konferenzrates Prehn, kennengelernt. Er heiratete sie 1825. Esmarchs Vorgänger als Bürgermeister in Sonderburg war ein Prehn. Der Name ist hierzulande nicht so häufig, als daß nicht Familienzusammenhänge gesehen werden können. Auch in Sonderburg brachte Esmarch das Archiv in Ordnung und erhielt dafür eine Sondergratifikation von 160 Reichsbanktalern in Silber. Das Verzeichnis befindet sich jetzt im Landsarkiv und ist für jeden Forscher unentbehrlich.

Als Bürgermeister und Hardsvot verkehrte Esmarch mit dem Augustenburgischen Hause. Sein späteres Verhalten wird sicher zum Teil hierdurch erklärt.

Durch die Archivtätigkeit hatte Esmarch eine Rechtskenntnis erworben, die weit über dem Durchschnitt lag. So konnte er 1830 einem Ruf an das Schleswigsche Obergericht folgen. Von da ab blieb er bis zu seinem Tode Richter. Schon 1834 wurde er 2. Obergerichtsrat mit dem Titel eines Wirklichen Etatsrates. Jetzt trat er auch als Schriftsteller hervor. In schneller Folge erschienen zwischen 1840 und 1845 „Praktische Darstellungen“ des Strafverfahrens, des Erbrechts, über die Reform der Gerichtsverfassung und das bürgerliche Recht. In keinem seiner Werke begnügte er sich mit der Darstellung des Vorhandenen. Er spürte Mängel auf und machte Vorschläge zur Abhilfe. Esmarch forderte bereits eine Änderung der Gerichtsverfassung, gab aber auch Anregungen für die Fortbildung des Verfahrensrechtes auf allen Gebieten. Die Reihe seiner Fachbücher beendete er mit „Sammlungen der Statute, Verordnungen und Verfügungen, welche das bürgerliche Recht und den bürgerlichen Prozeß des Herzogtums Schleswig betreffen“. Seine weiteren Schriften haben politischen Charakter und sind offenbar aus der Feder des Politikers Esmarch geflossen. Er hatte sich für die Sache Schleswig-Holsteins entschieden. 1840 kam er als Ersatzmann für den aus der Ständeversammlung ausscheidenden Kaufmann Hiort Lorenzen aus Hadersleben für den Wahlkreis Sonderburg in die Versammlung. 1842 wurde er regelrechtes Mitglied. Als solches brachte er 1846 einen Antrag ein, der als „Gründe für die Trennung der schleswigholsteinischen Staatsverwaltung von der dänischen“ in Hamburg gedruckt wurde. Ihm entstammt das einleitende Zitat. Esmarch zeigte sich darin gemäßigt und ohne Feindschaft zu den Dänen. Diese Einstellung änderte sich. Er wurde 1848 für den 5. Schleswigschen Kreis in den Bundestag nach Frankfurt gewählt. Im gleichen Jahr gab er eine Schrift „Über den

bevorstehenden Friedensschluß mit Dänemark" heraus. Darin verließ er die Plattform jeder vernünftigen Politik z. B. mit der Forderung, Dänemark solle einen Teil der Flotte und der westindischen Kolonien abtreten. Für 1849 und 1850 gab er Schriften heraus, die „Das Herzogtum Schleswig und die Landesverwaltung zu Flensburg“ zum Gegenstand hatten. Er kritisierte die herrschenden Zustände stark, wobei er sicher in manchen Dingen recht hatte. Das verschloß ihm aber die Augen vor einer sachlichen Beurteilung der Gesamtsituation. In seiner letzten Schrift „Die Forderungen Dänemarks an Schleswig und die preußischen Gegenvorschläge“ nahmen dann 1850 wieder gemäßigte Formen an. Dieses blieb seine letzte Veröffentlichung.

Nach Idstedt wurde er noch kurze Zeit Bürgermeister in Rendsburg. Die Amnestie nahm ihn aus. Im August 1852 wurde er Kreisgerichtsrat in Stralsund, 1854 Appellationsgerichtsrat in Greifswald, wo er 1857 die Ehrendoktorwürde erhielt. 1863 verstarb er in Frankfurt/Oder als Appellationsgerichtspräsident. Die Trennung von der Heimat hatte ihm die Feder aus der Hand genommen. Äußere Ehrungen fand er in seinem beruflichen Aufstieg. Doch brach ihm das Heimweh das Herz.

Damit ist zweier Schleswiger gedacht, die vieles vereint. Beide erstrebten aufrecht für die Heimat das Beste, nach ihrer beider Ansicht das Richtige. Man weiß nicht, ob sie sich gekannt haben. Anzunehmen ist es, zumal Stemmann eine Stellungnahme zu Esmarchs berühmtem Buch über das Erbrecht schrieb. Tragisch war der getrennte Weg, tragisch auch das unterschiedliche Ziel. Geradezu von antiker Tragik aber ercheint das Grab beider fern der Heimat.

Wie tröstlich ist angesichts dessen das Erlebnis, daß heute Gelehrte aus beiden Lagern gemeinsame Schulbücher besprechen und verfassen und daß das, was an Stemmanns Tisch in Flensburg geschah, im Grenzfriedensbund und in der Donnerstagsgesellschaft von 1949 seine Fortsetzung findet.

---

## IM SCHICKSALSRAUM

Strahlt, ihr wandernden Sterne,  
die im Unendlichen zelten,  
strahlt — unfäßbare Kündigung —  
unzähliger Sonnen Bestand.

Redet auch, brausende Wellen  
der Winde und bergtiefer Meere,  
ihr Felsen aus Wasser und Feuer:  
vom ewigen Wandel der Welt!  
Doch blüht auch, ihr jungschönen Blumen,  
zum reifenden Rätsel des Samens;  
preist vom Morgen zum Abend  
der Schöpfung leuchtenden Tag!  
Und singt doch, lichtmuntere Vögel,  
im Nistkreis behütende Lieder;  
lobt verweilender Stunden  
sehnsuchtstillendes Glück! —  
Mensch zwischen Sternen und Liedern:  
Folge mit klopfendem Herzen  
hoffend im Leide —  
dankbar in Freude —  
willig der Stunden Gehalt!  
Schwingend im Schicksalsraume  
vom All bis zur keimenden Zelle,  
sei — selber ein Pulsschlag des Lebens —  
zur Ehrung des Lebens bereit.

HANS SCHMIDT GORSBLOCK

*Der Nordschleswiger Hans Schmidt Gorsblock, Lehrer, Bauer und Schriftsteller, beging am 14. September d.J. seinen 85. Geburtstag. Er gehört zu den namhaften Vertretern des Heimdeutschtums zwischen den beiden Weltkriegen.*

## Die Düppeler Chancen

Eine Erzählung aus dem Deutsch-Dänischen Krieg von 1864

*Zum Gedenken meines gleichnamigen Großvaters, Huf- und Nagelschmied in einem rheinischen Dorf, und des Urgroßvaters meiner Frau, Niels Mikkelsen Uldall, Bauer in Jütland, die sich in der Schlacht um die Düppeler Schanzen 1864 gegenüberstanden.*

Im vereinigten preußisch-österreichischen Heer, das am 1. Februar 1864 unter dem Oberbefehl des preußischen Generalfeldmarschalls Wrangel über die Eider gegen das Danewerk anrückte, den tausendjährigen, siebzehn Kilometer langen dänischen Grenzwall zwischen Schlei und Treene, um von dort aus Bismarcks Neujahrsspruch zu verwirklichen, die Schleswiger und die Holsteiner zu Preußen zu machen, befand sich unter den 60 000 Angreifern ein junger Gardefüselier, der stammte aus der Aachener Gegend und hieß mit Vornamen Werner. Aus der Kaserne heraus, auf deren Exerzierplatz wie auf dem abertausendfach verfluchten Truppenübungsplatz Elsenborn in der Eifel ihm raukelige Ausbilder in fast zwei Jahren jenen militärischen Feinschliff beigebracht hatten, der die Angst vor dem kleinsten Vorgesetzten unvergleichlich überlegen macht der möglichen Furcht vor dem größten Feind, sah er sich nach schier endlos scheinender Eisenbahnfahrt im strohgepolsterten, hart rumpelnden Viehwagen mit dem anschließend die steifen Glieder lockernden Marsch bei voller Verpackung gegen eisigen Wind auf vereister Straße wie von einem allmächtigen Zauberer in eine ihn völlig fremd anmutende Landschaft versetzt, die er mit Todesverachtung vom dänischen Joch befreien sollte. „In Gottes Namen drauf!“ lautete die Parole des Oberkommandos. Auf Ehr und Gewissen befragt, hätte unser Junge von der belgischen Grenze keineswegs verbindlich zu sagen gewußt, ob Rendsburg, wo der lange, beschwerliche Marsch gen Norden sich ihm mit dem ersten Ortsnamen einprägte, im Herzogtum Schleswig liege oder in Holstein. Und hätte ihm der Korporal spottlustig erklärt, Schleswig sei, wie es der Name schon verrate, ein Teil von Schlesien, so hätte er das widerspruchslos hingenommen. Kaum auszumalen erst, wie unser Gardefüselier geistig unbeschadet davongekommen wäre, wenn er sich die schleswig-holsteinische Geschichte hätte aneignen müssen, angefangen mit der längst in Schlick und Schlamm eingesiegelten Wikingerstadt Haithabu, die bis ins elfte Jahrhundert hinein weniger vom lyrischen Bernsteinhandel als vom brutalen Geschäft mit Sklavenbeute aus aller Welt ihre fetten Profite zog, und endend mit den Blauen-Blut-Spenden des nahegelegenen Schlosses Gottorp für den Thron des russischen Zaren wie auch des dänischen

Königshauses noch in jüngster Zeit. Ein böhmisches Dorf war zumindest den Mannschaften das urkundenberühmte Ribe, die im südwestlichen Jütland gelegene älteste Stadt Dänemarks. Der deutschbewußte Mensch wird sie hinfüro nur noch Ripen nennen, das Jahresdatum 1460 vergoldet vor Augen. Denn hier und damals hatte der aus dem Hause Gottorp stammende dänische König Christian I., der in Schleswig Herzog blieb und somit sein eigener Vorgesetzter wurde, der schleswig-holsteinischen Ritterschaft gleich für alle Zeiten die Untrennbarkeit der beiden Herzogtümer Schleswig und Holstein geloben und besiegeln müssen: Sie sollten „bliven ewich tosamende ungedelt“.

Diese denkmalwuchtig beschworene Ewigkeit hatte die immerhin erstaunliche Dauer von vier Jahrhunderten. Dann begehrte hier der Wille zu völkischer Mündigkeit gegen dynastisch-bürokratische Kommandogewalt auf, erstmals im weithin revolutionär brodelnden Jahr 1848, als im Zusammenhang mit einer neuen dänischen Erbfolgeregelung das teils deutsch-, teils dänischsprachige Herzogtum Schleswig Dänemark einverleibt wurde. Da wurde das Gelöbnis von Ripen zur romantischen Freiheitsparole. Unter ihr formierte sich eine schleswig-holsteinische Befreiungsarmee, die nach deutlichen Anfangserfolgen einen dreijährigen, wechselhaften Kampf mit den Dänen durchzustehen hatte, den sie schließlich, vom Deutschen Bund und Preußen auf internationalen Druck hin alleingelassen, auf der Heide von Idstedt entscheidend verlor.

Jetzt, vierzehn Jahre später, marschieren Preußen und Österreicher als repräsentative deutsche Großmächte in scheinbarer Eintracht gen Norden, um die ungeklärt gebliebene schleswig-holsteinische Frage ein für allemal zu lösen. Im politischen Visier steht die am 18. November 1863 von dem aus der Linie Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg stammenden neuen Dänenkönig Christian IX. erlassene Gesamtverfassung für Dänemark und Schleswig, mit Heftigkeit von der dänischen Nationalpartei vertreten, die ein Dänemark bis zur Eider verwirklicht sehen wollte. „Hätte die Schlei, dieser lahme Flachlandfjord, sich doch an Gottorp vorbei zur Treene und Eidermündung in die Nordsee durchgefressen, wäre das leidige deutsch-dänische Problem von vornherein geographisch gelöst gewesen und wir Zwangspreußen aus dem fernen Westen brauchten uns jetzt nicht hier durch die nordische Kälte zu quälen, um Bismarck zu einer preußischen Doppelprovinz zu verhelfen“, also ließ sich Arnold, der zweite in unserer Erzählung namentlich erscheinende Gardefüselier, lapidar vor jenen Kameraden seiner Kompanie aus, die seines Erachtens ihren Kopf nicht nur zu stur eidesgetreuem Hinhalten, sondern auch zu kritischem Nachdenken benutzten, und sei es nur gelegentlich.

Arnold stammt aus Malmedy. Seine Mutter ist eine gebürtige Luxemburgerin und hat bei der Erziehung ihrer Kinder die eigene Doppelsprachigkeit so erfolgreich angewandt, daß diese Deutsch und Französisch fast gleich geläufig sprechen.

Das mochte fürs erste den höheren Schulbesuch ersetzen, den man sich ohnedies nicht leisten konnte; doch weckte und förderte es den Bildungsdrang des Jungen über den Volksschulabschluß hinaus, daß es ihn zur Schwarzen Kunst Gutenbergs drängte: In einer Aachener Buchdruckerei erhielt der junge Setzer Arnold laut Gautschbrief „die Wassertauff ad posteriora“, wobei er sich vornahm, nicht nur ein Handlanger des Geistes zu werden, sondern des Geistes teilhaftig, wo immer es sich anböte.

Der allgemeinen Wehrpflicht hat er bereits vier Jahre zuvor genügt, als er für das nunmehr anstehende kriegerische Unternehmen ernsthaft zur schwarz-weißen Fahne Preußens befohlen wurde. Nach vierzehntägiger Kasernierung wieder perfekter Soldat, sieht er sich mittels eines auf den Uniformkragen gesetzten funkelnden Metallknopfes als Gefreiter auf die erste Sprosse der militärischen Karriere gestellt. Er erhält denn auch sogleich die Kommandogewalt über den mit vierzig Mann vollgestopften Güterwagen beim Transport zur Front, das heißt, er hat auf Ordnung zu achten, die stetig und unberechenbar gefährdet ist, wo Menschen über viele Stunden hin sich in miesiger Enge gegenseitig dulden müssen. Dabei fällt dem Wachhabenden Arnold recht bald aufs angenehmste jener junge Gardefüselier Werner auf, den der fabulierende Chronist bereits im ersten Satz seiner Erzählung aus der Masse der sechzigtausend hervorhob. Dieser junge Mann achtet nämlich auf gute Manieren, die in einem männlichen Haufen allzugern als Schwäche verlästert werden. Beim Essenempfang auf einem westfälischen Bahnhof zieht der Gefreite Arnold den Füselier Werner ins Gespräch, bei dem sie als erstes ihre engere Heimatzugehörigkeit feststellen.

Da bedarf es kaum der gegenseitigen Versicherung, daß man auch katholisch sei, insgeheim also, wenn nicht gerade verschworen, doch wachsam gegen den ostelbischen Protestantismus, den man weniger von seinen Kanzeln als von den Kanzleien zu fürchten habe, und vom Offizierskorps, das oben nur von „blauen Vons“ besetzt sei. Ein Mithörer aus dem Hintergrund wirft ein, es könne wohl ein Trick von Bismarck sein, möglichst die katholischen Rheinländer und Westfalen auf die evangelischen Dänen einschlagen zu lassen, bei einem Krieg gegen Bayern wäre das schon etwas anderes. Schon spitzen andere die Ohren, einer von ihnen entpuppt sich als Leser der „Neuen Rheinischen Zeitung“, an der fünfzehn Jahre zuvor Karl Marx Redakteur gewesen war, und er meint, dringlicher als die Schleswig-Holsteiner aus ihrem komischen Kronengepoker einfach hoheitlich zu versetzen, sei es, den deutschen Michel etwas gründlicher als 1848 zu wecken. Die meisten wissen damit nichts anzufangen, doch der Schriftsetzer Arnold erklärt es dem interessiert lauschenden Werner, dessen begieriger Wissensdurst alles, was der erfahrene ältere Kamerad von sich gibt, geradezu einsaugt.

In diesem mit Menschen belegten Viehwagen wäre jede patriotische Begeisterung

widerliche Verlogenheit. Dagegen erklingen aus den Vorgesetzten und geheizten Personenwagen des langen Zuges patriotische Lieder, immer wieder dazwischen als Kampflied der Stunde „Schleswig-Holstein meerumschlungen“; bis zur Heiserkeit erweisen sich die alten national gesinnten Burschenschaftler der schlagenden Verbindungen als Stimmführer derjenigen Einjährigen, die sich dank der Obersekundareife zwei Jahre Wehrpflicht erspart und sich für die Offizierslaufbahn entschieden haben. Der Geist des Lützowschen Freikorps scheint in ihnen wiedererweckt, wie jenes 1813 so sie jetzt begierig nach wilder verwegener Jagd, draufgängerisch und heldentodwillig, wenn sich auch gegenüber den Dänen kein scharf profiliertes Feindbild einstellen mag, wie es gegenüber Frankreich stets abrufbereit ist.

„Am liebsten möchte ich die ‚Loreley‘ dagegensingen: ‚Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin‘“, meint Werner aus rührender jugendlicher Nachdenklichkeit heraus. — „Dann sing doch!“ ermuntert ihn Arnold und befiehlt: „Ein Lied!“ Mit Werner stimmt er die „Loreley“ an, gleich wird es zweistimmig gefühlig zum Taktschlag der Räder an den Schienenstößen mehr gebrummt und gesummt als deutlich aus voller Kehle vorgetragen. Erst bei eingebimsten Marschliedern werden die Männer für eine halbe Stunde munter, danach strecken sich die meisten aufs Stroh und schlafen, „auf Vorrat“ meint einer, der wohl lange Gewaltmärsche ahnt.

Und damit beginnt es in der Tat bald nach der Ankunft in Rendsburg, von wo der Nachwelt überliefert ist, daß die hannoverschen Truppen „voll Neid und Ingrim“ an der Straße standen, als die Österreicher an ihnen vorbei nach Norden marschierten. Sobald die zehntausend preußischen Gardisten des III. Korps versammelt und geordnet sind, werden sie von der hohen Strategie, die nach dem Grundsatz „Getrennt marschieren, vereint schlagen“ operiert, zunächst einmal zwölf Kilometer nach Westen dirigiert, ehe sie dann im rechten Winkel die nördliche Richtung einschlagen, wo Dänemark liegt. Drei garstige Tage traben sie nun mit dem Ballast eines prallen Tornisters, eines schweren Gewehrs, eines hinderlichen Bajonetts und achtzig Patronen — mal um zehn, mal um fünf Kilometer zu den österreichischen Waffenbrüdern seitlich versetzt — hinter diesen her. „Wenn das so weitergeht, bringt es uns noch die Verachtung der Geschichtsschreibung ein“, orakelt ein vorlauter Fähnrich, doch eine Kompanie vom preußischen Garderegiment Königin Augusta, der Nachbarkompanie unserer Freunde, erfährt die Ehre, beim Sturm der Bundesgenossen auf Jagel die Dänen zu umgehen und in erbitterten Bajonettduellen niederringen zu helfen. Dabei bewährt es sich zum ersten Mal, daß die Österreicher wie die Preußen zur deutlichen Unterscheidung vom Gegner über dem linken Ärmel ihrer Uniform ein weißes Band tragen. Aber kein Preuße ist dabei, als die Österreicher beim Anmarsch auf das von 35 000 Dänen besetzte Danewerk am dritten Tag nach

dem Aufbruch in Rendsburg den heftig verteidigten Königshügel bei Oberselk nehmen, der weithin das kahlgehaltene Vorfeld des noch immer durch seine Mächtigkeit beeindruckenden uralten Erdwalls beherrscht. Am nächsten Vormittag sehen Arnold und Werner als vorgeschobene, doch noch außerhalb der Reichweite der veralteten dänischen Gewehre gehaltene Vorposten das legendäre Danewerk mit eigenen Augen. Dabei stellen sie fest, daß das, was ihnen bei der letzten Instruktion als Ackerfurche mit ein paar Maulwurfshäufen dazwischen verniedlicht wurde, in Wirklichkeit doch ein Respekt einflößender Erdwall ist, zwar vielfach eingekerbt, doch in jeder Lücke ein Kanonenrohr. Wo die hohe Brustwehr abflacht, da ist, wie verdorrtes Schilfrohr hier und dort verrät, unberechenbares Moor oder auch gestautes Wasser, jetzt zwar gefroren, trotzdem eine gefährliche Sperre für Kavallerie und Artillerie, mag es auch einen einzelnen Mann tragen, dem dafür eine Flintenkugel gewiß wäre. Drei österreichische Ulanen kommen von rechts auf sie zugeritten. „Na, auch schon da, ihr lahmen Sandhasen?“, höhnen sie von oben herab. Ehe sich die beiden Rheinländer einen Vers darauf machen können, haben die drei Spötter von der Donau auf der Hinterhand kehrtgemacht und jagen so lange herausfordernd nahe an die Waldemarsmauer innerhalb des Erdwallverlaufes, bis mehrere Gewehrschüsse auf sie abgefeuert werden. Fix wie Zirkusreiter ducken sie sich in den Schutz der Roßleiber und jagen im Zickzack aus der Reichweite der umständlichen dänischen Vorderladerflinten, bei den fünfzehnmal schneller schußbereiten preußischen Hinterladern mit ihren gezogenen Läufen und bei ruhiger Hand auf achthundert Meter treffgenauen Zielsicherheit würden sie es nicht ungestraft wagen können. Doch während die drei offensichtlich die Aufmerksamkeit von Freund und Feind auf ihre tollkühne Vorführung lenken, kugeln sich plötzlich zwei Gestalten nahe der Waldemarsmauer über den steilen Hang des Erdwalls und rennen, ebenfalls in zielverwirrendem Zickzack und von ein paar nachgesandten Schüssen beschleunigt, auf die preußische Linie zu, wo sie von dem Doppelposten Arnold und Werner für sie am nächsten markiert erscheint. Mit ausgebreiteten Armen und Glückstränen in den Augen kommen sie unter dampfendem Atem näher und fallen mit dem mehrfach wiederholten Ausruf „Brüder — Brüder!“ den beiden preußischen Füsiliern um den Hals. Beileibe verstehen diese nicht jedes der vielen sich überstürzenden Worte, die nun folgen; denn die beiden Überläufer bemühen sich zwar, sich auf Hochdeutsch verständlich zu machen, verfallen dabei aber immer wieder in ein dialektisches Gemisch, das beim Verhör durch einen sprachkundigen Stabsoffizier als Plattdeutsch und als Plattdänisch entschlüsselt wird, dieses auch „Kartoffeldänisch“ genannt, weil Handelssprache auf dem Schleswiger Gemüsemarkt. Ihr verkümmertes Hochdeutsch stammt noch aus dem Konfirmationsunterricht und von den preußischen Offizieren, die ihre Befreiungsarmee anführten und in der sie von 1848 bis 1850 bis nach Fredericia

hinauf gekämpft hatten, allerdings nur zur Sommerzeit, im Winter habe man am Kaminfeuer neue Kräfte gesammelt. Bei Idstedt seien sie selbstverständlich auch dagebewesen und stolz darauf trotz der Niederlage durch das 40 000 Mann starke dänische Heer. Und genau in dieses habe man sie ungeachtet ihrer nationalen Gefühle vor acht Wochen gezogen. Nun brennten sie darauf, auf der Stelle aus der mit sechzehn Knöpfen besäten dänischen Uniform heraus und in eine preußische hineinzukommen.

Damit, so wird ihnen tröstlich versichert, müsse man aus gebotener Vorsicht vor Spionen so lange warten, bis ihre Wohnorte erobert und ihre Angaben dort überprüft seien, Schwesing bei Husum und Karby bei Kappeln an der Schlei werden dafür notiert. „Verdrießlich“, so moniert es ein Major, „kein englischer oder französischer Pressekerl zur Stelle; stecken wohl bei den ruhmsüchtigen Österreichern nebenan.“ Schnell dagegen ist der fürs Kriegsarchiv mitgeführte Photograph aufgetrieben, vor dessen großer Kastenkamera — Brust raus, Bauch rein — die ersten Überläufer und ihre ersten Betreuer sich in heldischer Pose zum dokumentarischen Gruppenbild aufzustellen haben, fünf Sekunden lang, ohne zu wackeln.

Arnold und Werner atmen auf, als sie aus dem Offiziersgewimmel, wo sie jeden Augenblick „Männchen“ machen müssen, zu ihrer Kompanie zurückgeschickt werden. „Woran du wohl denkst“, fragt auf dem Weg dorthin Arnold den schweigsam neben ihm hergehenden jungen Kameraden, der immer so viel von ihm wissen will. — „Ich denke an die Schweiz und an Luxemburg, wo die Leute mit drei Sprachen ohne Krieg miteinander auskommen, und das sogar gut. Ist es richtig, wenn ich sage, man soll Sprachen nicht aufzwingen, sondern natürlich wachsen lassen; und ist es falsch, wenn man sie dabei kultiviert, wie es der dänische König, an dessen Hof in Kopenhagen deutsch gesprochen wird, in seinem Herzogtum Schleswig mit dem Kartoffeldänisch und Plattdeutsch macht, davon wir vorhin eine Gulaschprobe mitbekommen haben?“ — Wenn es darum ginge, belehrt der ältere Freund den sich immer wißbegieriger zeigenden jüngeren, dann sei der vordergründig ins politische Spiel gebrachte Sprachenstreit wirklich keinen Krieg wert. Hier handele es sich aber ums Hochdeutsche, das in ganz anderer Weise ein geistiges Filtrat darstelle, wie es ein Dialekt oder eine Kleinraumsprache niemals vermöchte. Und so gemütlich ein Dialekt oder dergleichen sich im Alltagsgespräch ausmache, so genügsam sei er auch im geistigen Anspruch. Nur in seiner Hochsprache, darin jedes Wort seinen eigenen Wert vorweise, spiegele sich die wahre Seele mit dem wahren Geist eines Volkes zum erhabenen Bild seiner Kultur. Soweit er sich über die sprachlichen Verhältnisse in Schleswig-Holstein einigermaßen objektiv habe belesen können, sei Holstein unanfechtbar deutsch; deshalb hätte es Dänemark um Holsteins willen nie zu einem Krieg kommen lassen. Doch das Herzogtum Schleswig sei

sogar dreisprachig: im südlichen Teil, nach dänischer Ansicht südlich der Eider, nach der deutschen ein paar Landkartenzentimeter südlich vom Polarkreis, gelte das Deutsche, vorwiegend das Plattdeutsche; an der Nordseeküste spräche man Friesisch, im übrigen Plattdänisch oder Südjütisch, je nach Bildungsstand Hochdänisch, doch auch Hochdeutsch, das allerdings durch nationalistische Kurzsichtigkeit der Dänen planmäßig und gewaltsam untergepflügt werde — wie Unkraut im dänischen Rosengarten.

Wie es nun wohl weitergehen werde, wenn die Dänen diesen Krieg verlören, will Werner von Arnold weiter wissen. Für diesen Fall befürchte er, daß Bismarck nach einem Sieg weitaus mehr Land für Preußen fordere, als nach der natürlichen Sprachgrenze zu rechtfertigen sei. Und schmunzelnd spinnt er den Faden weiter, es werde Berlin die von Kopenhagen vorgemachte Torheit genau wiederholen und so im eroberten Jütland in Schulen, Kirchen und Kanzleien das Dänische verbieten. Und das werde sich dann auch wieder rächen, und wenn es zwei oder drei Generationen dauern sollte. In einem Grenzland müsse Zweisprachigkeit in Schule und Amtsgebrauch vorrangig geübt und genutzt werden wie nichts anderes, das vermehre die Kultur und vertiefe den Frieden bis in die letzte Stube. Nun hat Werner Stoff zum Nachdenken. Doch nicht davor zieht er den Kopf ein, sondern vor dem scharfen eiskalten Wind, der ihnen auf dem Rückweg zur Kompanie ins Gesicht fegt. „Immer Kopf hoch und Blick frei!“ hört er sich vor dem bis in den Hühnerstall belegten Gehöft mit strenger Stimme angesprochen. Vor ihnen steht, vom Gefreiten Arnold noch rechtzeitig wahrgenommen und begrüßt, ein Sergeant, der erst in Rendsburg zu ihnen gestoßen ist. Er läßt sich den Vorgang mit den beiden Überläufern erzählen, aber auch den Eindruck schildern, den sie bei der Übergabe beim Divisionsstab gemacht hätten. Ein recht guter, hört er gern und meint, da könne es ja nur die Frage von ein paar Tagen sein und man habe zwei landschaftskundige Männer hoffentlich für die eigene Kompanie verfügbar — das erleichtere das Kartenlesen im Schneegestöber und bei Dämmerung, fügt er mit humorvollem Unterton hinzu. Dann fragt er die beiden nach ihren bürgerlichen Berufen. Auf Arnolds Antwort stutzt er erst, dann rät er dem Buchdrucker offenbar im Ernst, über den Feldzug aus der Sicht des einfachen Soldaten ein eigenes Erlebnisbuch zu schreiben; aus Werner möchte er anstatt eines Gärtners einen respektgebietenden Schutzmann werden sehen. „Immer Kopf hoch und Blick frei!“, wiederholt er abschließend. — „Ein schneidiger Hecht anscheinend, aber nicht unsympathisch“, beurteilt Arnold den Sergeanten, dessen Heimat er nach der Sprachfärbung zwischen Oder und Weichsel vermutet.

Noch einmal heißt es für zwei Stunden im winterlichen Freigelände Beobachtungsposten beziehen, diesmal können Arnold und Werner keine besonderen Vorkommnisse melden. Es ist absolut ruhig am Danewerk, erst nach Mitternacht zum 6. Februar wird hier und dort dänisches Kanonenfeuer aufblitzen,

aber weder die preußische noch die österreichische Artillerie wird sich davon provozieren lassen und unkontrollierbar wertvolle Munition verballern, mit der man voraussichtlich recht bald den großen Sturm auf das Danewerk vorbereiten werde. Doch es kommt ganz anders. Im frühen Morgengrauen werden die preußischen Vorposten vom Danewerk her angerufen: „De Dänen sin afhaut — de Dänen sin afhaut!“ Das Tätigkeitswort „afhau“ haben auch die Rheinländer in ihrem mit viel Französisch vermanschem Dialektschatz, und das bewahrt die plattdeutschen Zurufer davor, beschossen zu werden. Die sich nun unbefangen ihnen nähern, sind Bürger der Stadt Schleswig, die freudig erregt mitteilen, daß die Dänen sich bald nach Mitternacht lautlos aus dem Danewerk abgesetzt hätten und mit ihrem leichteren Geschütz in Richtung Flensburg abgehauen seien. Und nun vermisse die Bürgerschaft die Preußen im Triumphzug der Befreier durch die Domstadt an der Schlei, immer kämen nur Österreicher und nochmals Österreicher, seit sechs Uhr schon, die Kerzen in den Fenstern seien fast niedergebrannt und die Arme der Mädchen schon lahm vom Winken.

Nun ist der Teufel los. Die Vorposten hatten wohl Dreck in den Ohren, daß sie nichts von dem stillen Abzug der Dänen bemerkt haben, die, wie es sich bald herausstellte, um Mitternacht gar nicht ernstlich mit ihren Kanonen geschossen, sondern die schwereren Geschütze, die sie nicht mehr auf die Eisenbahn verladen konnten, gesprengt hatten. Doch weitaus peinlicher als die unbemerkte Absetzung des Feindes aus seinem südlichen Bollwerk ist das ebenso stille Verschwinden des österreichischen Bundesgenossen nebenan. Dabei stellt sich hernach heraus, daß das auf Vorposten stehende Regiment Coronini bereits eine Stunde nach Mitternacht durch Schleswiger Bürger vom Aufbruch der Dänen erfahren hat. Doch wecke einmal einen schlafenden General! Einer dreistündigen Mutanhäufung bedurfte es beim österreichischen Generalstab, dem Korpskommandanten Baron von Gablenz die frohe Botschaft ans Bett zu bringen. Schon jagte sein Aufbruchbefehl an alle ihm unterstellten Truppen, den Feind zu verfolgen; doch erreichte er nie die preußische Gardedivision, wo man gleich auf Böswilligkeit schloß.

Im Eilmarsch geht es bei widerwärtigem Schneetreiben auf vereisten Chausseen hinter Feind und Freund her. In Gammellund gibt es eine Verschnaufpause für einen Teil des Gardekorps, dessen anderer inzwischen Jübek erreicht haben dürfte. Durch ihren Sergeanten erfährt der Kompaniezug Arnolds und Werners von einem heftigen Gefecht der österreichischen Husaren mit einer dänischen Brigade, die bei dem schon geschichtsberühmten Idstedt den Vormarsch hinreichend für ein Entweichen des dänischen Hauptkontingents gebremst habe. Zornig ist der Sergeant darüber, daß man selber noch immer meilenweit vom Feind ferngehalten werde, und wie stünde Preußen in der Weltgeschichte blamiert da, wenn sie lediglich einen österreichisch-dänischen Krieg von 1864 registriere.

Wieder auf dem Weitermarsch, pflanzt sich von Reihe zu Reihe die von einem Meldereiter überbrachte Nachricht von einem erst mit Bajonett und Kolben wiederum ausschließlich zugunsten der gleichfalls noch mit altertümlichen Vorderladergewehren ausgerüsteten Österreicher entschieden, für beide Gegner verlustreichen Gefecht bei Sankelmark. Dort hatte eine dänische Nachhut im von sichtbehindernden Knicks durchzogenen Gelände zwischen Treenefluß, Sankelmarker See und bewaldeter Höhe eine zur inhaltenden Verteidigung geradezu einzigartige Falle gestellt, an der kein Angreifer vorbeikamte. Bis auf fünf Kilometer vor Flensburg drängen die Österreicher dem geworfenen Feind nach; dann müssen sie feststellen, daß er nach Norden entkommen ist.

Bis zur Erschöpfung mühen sich indessen auf dem ziemlich parallel zur Flensburger Chaussee verlaufenden uralten Heerweg Mann und Roß gegen bitteren Schneesturm ab. Ochsenweg heißt gleichfalls von alters her in Friedenszeiten dieser von Nordjütland bis Altona verlaufende verbreiterte Trampelpfad, auf dem die schlachtreifen Ochsen des Nordens den Hamburger Suppentöpfen und Bratpfannen zugetrieben werden. Das geschehe im warmen Herbst, erklärt es Arnold seinem Freund, denn mit einem Ochsen könne man noch lange nicht dasselbe machen wie mit einem Soldaten. Doch bald wünscht er sich ein Ochsengespann herbei, da sie sich selber vor die Kanonen spannen und in die Speichen greifen müssen, weil die Pferde es bei den tiefen Schlaglöchern allein nicht schaffen. Und immer wieder haben sie außerdem dänische Kanonen mit gebrochenen Achsen aus dem Weg zu räumen; es wird viel geflucht. Doch traurig wird Arnold erst zumute, als er merkt, daß sie auf dem „Ochsen- und Heerweg“ an Flensburg vorbeigeleitet werden, das so schön sein müsse mit seinen Stadttoren und seiner Duborg, mit seinen Kirchen und Handelshäusern mit großen Hinterhöfen, sehenswert vor allem sein Hafen, der selbst Kopenhagen durch weltweite Schifffahrt starke Konkurrenz mache, besonders durch seinen Rum- Import aus Jamaika: ach wie gut würde ein heißes Glas davon jetzt tun hier oben vor dem kleinen Nest, das sich Bov schreibt und Bau nennt.

Noch immer weit und breit vom Feind nichts zu sehen. „Wir werden ihn schon zu packen kriegen“, meint der Sergeant dazu, und er zeigt seinen Leuten auf der exakt auf Leinen aufgezogenen und sauber geknickten Generalstabskarte auch, wo. „Düppeler Schanzen“, sagt er mit schneidiger Stimme, dort gäbe es noch Scharten auszuwetzen, die das schleswig-holsteinische Befreiungskorps vor sechzehn und siebzehn Jahren habe hinnehmen müssen. Wenn es nach ihm ginge, würde er mit den Dänen einen Wettmarsch veranstalten, wer zuerst dort sei. Leider müßten sie aber warten, bis das Erste Preußische Korps von der Schleimündung her Flensburg erreicht habe, die Dänen seien Moltkes Zangengriff fürs erste entgangen; wie sie das gemacht hätten, sei erstaunlich. „Aber wir werden sie noch fassen“, betont er noch einmal; des Sergeanten Augen blitzen

dabei.

„Der edle Jüngling will aufs Denkmal“, bemerkt Arnold zu Werner auf dem Weg zu einer ihnen für die Nacht zugewiesenen Scheune. Beide lahmen sie dabei, denn beide haben sie in den harten Stiefeln sich Blasen gelaufen, wohl wenige sind davon verschont. Es ist bitterkalt, die einzige Wärmequelle ist die Tabakspfeife; wer einen faustdicken Kloben besitzt, der hat wenigstens warme Hände. Woher der Sergeant wohl seine patriotische Begeisterung habe, möchte Werner wissen. Soviel er wisse, antwortet Arnold, gebe es Patriotismus erst seit Napoleon. Ihn beispielsweise beim preußischen Generalstabschef Helmut Graf von Moltke zu suchen, würde bei dem alten Berufssoldaten so müßig sein, wie es schwierig wäre, ihn zu finden. Er sei der Sohn eines erst preußischen Hauptmanns, der später dänischer Generalleutnant wurde. Dieser Sohn sei dann umgekehrt zunächst dänischer Offizier gewesen, ehe er als Zweiundzwanzigjähriger ins preußische Heer wechselte, dessen wichtigsten Posten er inzwischen innehabe. Werner kann es kaum glauben. Doch Arnold fährt fort, solcherlei mache ihn skeptisch bei patriotischen Schlagworten überhaupt, zu denen Befreiung gehöre, ob nicht dabei die Freiheit in die Binsen ginge, um die man allein kämpfen sollte. Nicht nur im Staate Dänemark sei etwas faul, wie es in Shakespeares „Hamlet“ heiße, sondern in ganz Deutschland, mit oder ohne Preußen, in Frankreich, in England, in Rußland, kurzum überall auf unserem Kontinent, wohin man blicke. Mit ihren Kriegen aber lenkten die Goldfasanen auf den Thronen ihre schaffenden Untertanen nur davon ab, ihre täglichen Arbeitsstunden auch tagtäglich nachzuzählen, ob es ihrer zwölf seien oder gar vierzehn, und das an sechs Tagen in der Woche. Und der „Kartätschenprinz“, der 1848 in Berlin zuhauf die Leute zusammenschießen ließ, die wegen der primitivsten Menschenrechte auf die Barrikaden gingen, dieser „Kartätschenprinz“ sei kein anderer als der jetzige König Wilhelm von Preußen, für den man jetzt den Heldentod hinnehmen solle.

Solchen Gedanken kann der junge Werner nicht folgen. Er ärgert sich. „Warum marschierst du eigentlich noch mit?“, fragt er. „Aus Angst. Aus Angst vor dem Kriegsgericht“, gesteht Arnold. „Und warum marschiert der Sergeant?“ — „Er glaubt an eine gute Sache, felsenfest glaubt er daran, und das gibt ihm fraglos mitreißende Kraft, die eine Truppe braucht, um einen Kampf durchzustehen“, antwortet Arnold. Doch vermag er die Einschränkung nicht zu unterdrücken, daß charakterliche Vorbildlichkeit nicht von der Pflicht entbinde, ausschließlich für eine wirklich gute Sache zu streiten, der Treueid für König und Vaterland ersetze die eigene moralische Verantwortung nicht.

„Ohne Tritt marsch!“ auf die Düppeler Schanzen zu, den Brückenkopf der Insel Alsen, mit Sonderburg, ihrer einzigen Stadt. Lediglich Vorposten der Garde-Infanterie kommen am 9. Februar im weitläufigen Vorfeld in leichte Feindberührung, dann wird das Ganze am Düppeler Berg vorbei nach Norden

dirigiert. Kampflös erreicht man Apenrade, auf dänisch Aabenraa, es kommt ganz darauf an, wer es so oder so sagt und wer zuhört. „De Dänen sin afhaut!“ werden die Truppen lautstark auf plattdeutsch begrüßt. Weiter also, weiter! In Hadersleben wird spürbar weniger deutsch verstanden. Haderslev heißt dieses Städtchen auf dänisch, das größer erscheint, als es ist, und der stets wißbegierige Gefreite Arnold läßt sich von dem Lehrer, in dessen Schule sie kurz Quartier beziehen, den Namen aus Hathaerslef erklären, wobei Hathaer ein alter dänischer Vorname sei und die Nachsilbe „lef“ soviel wie Erbe bedeute. Auf „lev“ auslaufende Orte seien sehr alt, in ihrer Umgebung gäbe es viele Hünengräber, auf die er einmal achten solle, erfährt er weiter, doch südlich der Eider hörten die Ortsnamen mit „lev“ auf, und in Holstein fände sich kein einziger. — Auch in Hadersleben kein dänischer Soldat; dafür schlägt „Papa Wrangel“, der Generalfeldmarschall, am 18. Februar hier sein Hauptquartier auf. Der Sergeant verehrt ihn glühend als derben Haudegen, Arnold dagegen verkehrt vor seinem jungen Kameraden Werner das Heldenbild in das eines blutrünstigen Erzreaktionärs, der die Berliner Märzrevolution von 1848 mit 14 000 blind gehorsamen Soldaten in sechzehnstündiger Straßenschlacht niedergeschlagen habe. Doch nichts wie raus jetzt auf die Chaussee nach Kolding, wo sie nur noch Dänisch hören, aber auch keinen Feind antreffen. Der wartet in der mit zweihundert Geschützen bestückten Festung Fredericia auf die deutschen Angreifer, darauf eingeschworen, ihnen eine ähnliche Abfuhr zu erteilen wie 1849 dem schleswig-holsteinischen Korps. Welchen Streich ihnen wohl diesmal die Österreicher spielen würden, meint der Sergeant, als er mit Arnold und Werner an einem noch ruhigen Abend zusammentrifft. Die Märzsonne steht um diese Stunde merklich höher über dem Horizont als daheim, ihr Licht ist von kühler Klarheit und zaubert ein eigenes zartes Blau auf den Kleinen Belt, den tiefsten Meeresarm der dänischen Küsten, eingerahmt von breiten Waldufern und hohen Deichen. Da die beiden ihn ohne Antwort lassen, zieht der Sergeant sie ins Gespräch mit dem Hinweis auf die geschickt für die Verteidigung der Insel Fünen angelegte Festung, die sogar Kirchen hinter ihren wirklich mächtigen Erdwällen verstecke. „Wie reizvoll mag es wohl hinter den einzelnen Bastionen aussehen, lauter tiefgeduckte, gelb und rot gehaltene Häuschen mit vorwitzigen Erkern, die Straßen rechtwinklig nach dem Lineal angelegt, nun, wir werden es bald zu sehen kriegen.“ Und als nun die Sonne untergeht und den ganzen westlichen Himmelsrand in Brand zu stecken scheint, da meint doch der immer so nüchtern-straß wirkende Sergeant, er möchte am liebsten seinen ganzen Zug heranzurufen, um solchen Sonnenuntergang zu bewundern. „Den Menschen muß man alles beibringen, nicht nur Disziplin, sondern auch die Ehrfurcht vor allem Schönen“, sagte er. Das berührt Arnold.

\*

Wenige Tage später, genau am 19. März, sehen die drei zum erstenmal das

Weiß im Auge des Feindes. Unvermutet haben die Dänen einen Ausfall gemacht, der auf dem landseitigen Vorgelände der Festung sich zu einem heftigen Gefecht entwickelt. Als sich an einer Stelle die dänische Angriffslinie einzubeulen beginnt, versucht ein dänischer Offizier mit lauten Anfeuerungsrufen eine Flucht seiner Landsleute zu verhindern. Als ein Mann, ein vierschrotiger Typ, rückwärts auszubrechen ansetzt, schlägt er ihn mit dem Knüppel zu Boden. Da gibt Arnold seinen ersten Schuß auf einen lebenden Menschen ab, eben auf diesen Offizier, der sogleich den Prügel fallen läßt und nach der Brust greift. Zwei Schritte taumelt er nach vorn, dann stürzt er hin, seinen Degen krampfhaft umklammert. Mit lautem Aufschrei fällt ein dänischer Soldat auf ihn: Arnolds Kugel hat den Offizier durchbohrt und ist ihm in den Bauch gefahren. Aus seiner Benommenheit rafft sich der von seinem Offizier niedergeschlagene Däne hoch und wirft sich wild auf Arnold. Und er würde ihn mit dem aufgepflanzten Bajonett erstochen haben, hätte nicht Werner den Dänen aus der Hüfte heraus mit einem Schuß niedergestreckt, obwohl bei Tuchföhlung mit dem Feind schießen streng verboten ist, um keinen eigenen Kameraden zu gefährden. Der Sergeant merkt alles, auch dies. Freund und Feind verkeilen sich zu einem hin und her wogenden Menschenknäuel, auf das krachend die Kolben niedergehen und in das von oben herab die Bajonette hineinfahren, von garstigen Flöchen und grausigem Geschrei begleitet und gefolgt. Als die Preußen erhebliche Verstärkung heranzuföhren, ist es nicht unehrenhaft für die Dänen, wenn sie sich in den Feuerschutz ihrer Ausfallbastion zurückziehen und dann wieder in die Festung hinein; die es nicht rechtzeitig schaffen, geraten in Gefangenschaft. Gegen Abend wird das Schlachtfeld aufgeräumt, die gefallenen einfachen Soldaten kommen ins Massengrab, Ehrendenkmäler werden später der Toten Tatenruhm verewigen. — „Das war unsere Feuertaufe“, sagt der Sergeant zu seinen Männern; vier von seinem Zug sind gefallen, drei verwundet, vermißt wird keiner. Nun hätten sie alle erlebt, was ein Mann erleben müsse, um als Mann zu gelten, sagt er. Und wer es jetzt noch nicht empfinde, der werde es später tun: nämlich den Stolz, dabeigewesen zu sein. Am nächsten Morgen punkt halbsechs treten die Österreicher auf den Plan: Aus allen Rohren läßt Feldmarschall-Leutnant Baron v. Gablenz seine mit ihren gezogenen Läufen weittragende und treffsichere Artillerie in die Stadt Fredericia hineinföhren, deren Festungsgeschütze mit ihren glatten Rohren und mittelalterlichen Kugeln nicht die geringste Gegenwehr aufbieten können. Das geht den ganzen Tag so, bis die Stadt an allen Ecken brennt, nur wenig von ihr wird die schreckliche Kanonade überdauern. Der dänische Festungskommandant hat den größten Teil der Bevölkerung retten können, hinüber auf die Insel Fünen, die es zu verteidigen gilt. Zwei Tage lang belegt der österreichische Korpskommandant die brennende Stadt mit Artillerieföhren. Unbefangen erklärt Gefreiter Arnold seinem Sergeanten, das geschehe nur, um Preußen als dem

Neuling auf der Machtbühne Europas zu zeigen, daß sich das Haus Habsburg immer noch als deutschen Sachwalter betrachte. Anders lasse sich die geradezu sadistische Vernichtung einer doch schon völlig zerstörten Stadt nicht erklären. „Ich sehe uns demnächst noch gegen Österreich marschieren“, entfährt es überraschend dem jüngsten von ihnen, dem Werner. Doch davon will der Sergeant nichts wissen: „Junge, es gibt noch Waffentreue, vergiß das nicht!“

An den allgemeinen Vorbereitungen ist zu merken, daß es bald nach Norden weitergeht, während Fredericia von Österreichern belagert bleiben soll, denn die Festung ergibt sich nicht. Da, in tiefer Nacht zum 24. März, kommt für das Gros des Preußischen Gardekorps der Befehl zum Aufbruch. Zum Sundewitt — nie gehört im Leben. Das bedeutet also Rückmarsch nach Süden zu der Halbinsel östlich der 25 Kilometer langen Linie Kollund — Aabenraa, genau: hin zum Düppelberg mit seinen zehn ausgebauten quadratischen Erdbefestigungen, den Düppeler Schanzen.

Markiert von einer stabilen Windmühle, steigt bis zu 68 m über dem Meeresspiegel der Düppeler Berg an. Halbkreisförmig zieht sich vom Alsensund zum Wemmingbund das Bollwerk über die Höhe, vor sich einen fast ein Kilometer breiten Geländestreifen, ohne Sichtbehinderung von oben. Die Schanzen sind so angelegt, daß sie sich auch gegenseitigen Schutz gewähren können, und bestückt sind sie mit 84 Kanonen, von denen der Sergeant zu Recht meint, sie könnten nur den treffen, der just im Augenblick des Abschusses neugierig ins Rohr spähe. Die aus dem Danewerk massiv verstärkte Infanterie ist zwar waffentechnisch den Preußen unterlegen, aber moralisch ist sie intakt. Wie in Fredericia hat auch hier mehr als sture Strategie bei der Anlage der Befestigungen gewaltet: Hier wie dort muß ein Rundblick auf die von verhaltenen Reizen erfüllte Landschaft mit See und Sund und schwarz unterstrichenen Wolken darüber selbst dem Einfältigsten bewußt machen, eine wie wahrhaft wunderbare Heimat er zu verteidigen hat.

In vier Tagesmärschen hat das III. Preußische Korps die Strecke von Fredericia zurückgelegt, drei Füselier-Bataillone blieben dort oben bei den Österreichern. Nach einem Ruhetag beginnt kräfteraubende Schanzarbeit im nassen Lehmboden. Es gilt, tiefe Gräben im ansteigenden Vorfeld auszuheben, immer näher zu den Schanzen, um beim entscheidenden Sturmangriff möglichst schnell und Verluste sparend am Feind zu sein. Diese vorwiegend nachts ausgeworfenen Gräben verlaufen parallel zu den Schanzen und heißen deswegen „Parallelen“. Der Sturm selbst wird abseits der Kampfstätte bis ins einzelne geprobt. Der Sieg muß sicher sein, der glorreiche Feldherr muß Prinz Friedrich Karl von Preußen heißen.

Das Schanzen ist eine Schinderei, Wachdienst dagegen reine Erholung, doch erst recht ein Patrouillengang ins abseitige Gelände. An ihrem vierzehnten Tag am Düppeler Berg erhält der Sergeant den Auftrag, mit zwei intelligenten Männern

sich möglichst nahe an einen auf der Generalstabkarte genau bezeichneten Punkt bei Lille Mølle heranzuschleichen und von dort alle feindlichen Bewegungen zu beobachten, vor allem auf dem Alsensund und bei den dänischen Batterien auf dem Ufer gegenüber. In sechs Stunden würden sie abgelöst.

So weit wie möglich im Sichtschutz der Knicks streben unsere drei, der Sergeant mit Karte und Kompaß vorweg, das befohlene Ziel an. — Vor West-Sottrup werfen sie sich rechtzeitig in eine von Weißdorn und Brombeergestrüpp gedeckte Mulde, als eine berittene dänische Patrouille auftaucht. Das Gewehr im Anschlag, lassen sie die fünf Reiter vorbei: danach aber ist ihnen doch für einige Minuten der Kragen zu eng, auch wenn keiner etwas sagt. Einer zu Erde erstarren Woge gleich zieht sich ein Abhang zum Alsensund dahin. Kriechend erreichen sie ein Fuchsloch, das sie in halber Höhe entdecken. Mit Händen und Füßen erweitern sie es zu einem ziemlich sicheren Ausguck. Die Sonne scheint, sie hat schon Kraft, am Gebüsch rührt sich bereits junges Grün, und sogar der Löwenzahn blüht hier und dort. Überall ringsum Lerchengetriller, Möwen kreischen auf ihrem Flug zu einem frischgepflügten Feld, das die Krähen für sich beanspruchen, und zum erstenmal sehen die beiden Rheinländer fliegende Schwäne. Es ist ein Bild des Friedens. Ab und an macht von den Schanzen her der Abschluß oder Einschlag einer Granate deutlich, was die Stunde wirklich schlägt. Und die drei von der preußischen Garde hier haben keine Natur zu bewundern und auch nicht die sorgfältig gepflegten Gehöfte und weitläufig verstreuten Ansiedlungen jenseits des Sundes, sondern zunächst alle Fischerkähne auf dem diesseitigen Ufer zu zählen, die sich gegebenenfalls für eine Stegbrücke benutzen lassen: eine ganz erkleckliche Zahl kommt zusammen.

Da beansprucht der kaum zweihundert Meter zur rechten Hand gelegene Hof ihre Aufmerksamkeit, als unbewaffnete dänische Soldaten auf Tragbahren zwei in Decken gehüllte Verwundete zu einem Landesteg hinaustragen und über den Sund rudern, wo ein Pferdegespann schon auf sie zu warten scheint. Durchs Fernglas stellt sodann der Sergeant fest, wie eine Batteriestellung auf der nördlichen Inselspitze durch Pontons mit Munition versorgt wird. Das alles notiert er. Und während sie weiter angespannt Ausschau halten, wundert er sich, wo die Dänen überhaupt ihre Flotte stecken hätten, außer dem Küstenpanzer „Krake“ habe man ja noch nichts von ihr gesehen. — Vielleicht habe es sich bei der dänischen Marine noch nicht herumgesprochen, daß Krieg sei, meint Arnold. Sie lächeln darüber vor sich hin, doch bald werden sie alle seltsam still. Als wolle er Arnold bis in des Herzens verborgensten Winkel erforschen, so bohrend sieht ihn der Sergeant mit einem Mal an. Dann fragt er ihn: „Warum gibt es überhaupt Krieg?“ Nachdenklich stockend antwortet Arnold: „Nach meiner Meinung ist der Krieg ein Naturgesetz. Er ist eine biologische Notwendigkeit für das Ganze. Außerdem eine pädagogische für viele. Und für einige wenige ist er im wahren

Sinne des Wortes ein Mordsgeschäft. Anlaß und Ziel aber sind zweitrangig.“

Geraume Zeit sinnt der Sergeant darüber nach, während Werner nichts von allem versteht. Und das soll gottgewollt sein? fragt der Sergeant mit dem Unterton ironischen Zweifels. — Wer soll das beantworten, meint Arnold, fast schein ihm, daß bei der Auseinandersetzung um die Herrschaft im Himmel Gott überhaupt nicht gesiegt habe, sondern Luzifer. Denn diese Welt, auf der wir lebten, sei doch fürwahr des Teufels.

„Das ist ja fürchterlich“, stößt der Sergeant heraus. Dann wendet er sich Werner zu: „Du hast einen gefährlichen Freund. Doch denke immer an den Spruch an deinem Koppel: ‚Gott mit uns‘, und an die Pflicht, die zu tun wir König und Vaterland gelobt haben!“ Auf geht's in westlicher Richtung zur weiteren Erkundung nach Auftrag. Nach allen Seiten sichernd, schleichen sie über einen nach Ravenskobbel führenden Pfad, dicht am Wall eines Knicks entlang, der Sergeant wie immer vorweg, dann Werner und als Schlußmann Arnold.

Plötzlich fallen aus nächster Entfernung Schüsse, fast gleichzeitig, es können ihrer drei sein. Werner sieht den Sergeanten augenblicklich stürzen. Instinktiv wirft er selber sich hin und sieht sich nach Arnold um. Aber auch der liegt da, auf dem Rücken, das Gewehr um Handbreite an Körper und Gesicht entlang, fast parademäßig, tot auch er. Eigene Überlegung kann da nur lähmen, hier hilft nur der eingefleischte Drill. Ihm ist, als brüllten ihn alle erlebten Kasernenhof-Ausbilder auf einmal an: „Ran an den Feind - hinein ins Gestrüpp und hinab in den Hohlweg — schießen, Mensch, schieß, durchladen — hurra, schrei hurra — den Nächsten aufs Korn und umlegen — dem dritten den Gewehrlauf ins Gesicht stoßen — los, stoß zu und jetzt einen Kolbensschlag auf den Schädel — und immer dazu hurra gebrüllt — hurra — hurra, daß die Heide bebt — wie fünfzig Mann so laut!“

Bei seinem Sprung ins Gebüsch springt er einem Dänen, der in eingedrillter kniender Stellung sein Gewehr von der Laufmündung her mit Hilfe des Ladestockes mit Pulver und Kugel stopft, geradewegs ins Gesicht. Der Mann ist für den Augenblick derart benommen, daß Werner zuerst auf einen zweiten schießt, der gleichfalls sein Gewehr läßt. Schon hat er sich mit einem furchterweckend gräßlichen Hurraschrei wieder dem ersten zugedreht, der sich soeben aufrafft. Mit einem Kolbenstoß zerschmettert er ihm das Gesicht, mit einem zweiten den Schädel. Schon zielt er auf den dritten Dänen, der sich blitzschnell über den Erdwall des Knicks ins freie Gelände wirft. Doch als Werner ihm nachschießen will, merkt er, daß er vor lauter Aufregung noch nicht nachgeladen hat. Das tut er nun, doch wohin er späht, der Däne ist wie vom Erdboden verschluckt. Da steht er nun zwischen zwei Toten, die ihm das wahre Grausen einjagen. Und wie er sich vorhin in den Hohlweg hineingestürzt hat, wühlt er sich jetzt mit der Kraft der Verzweiflung durch das dornige Gestrüpp wieder aus ihm heraus: hin zu seinen Kameraden. Aber die sind tot, und sie bleiben es, so

heftig er auch an ihnen rüttelt, als könne er sie aus einem tiefen Schlaf zurückholen. Und wenige Schritte nebenan im Gebüsch, da liegen noch zwei Tote, so jagt es ihm durch den Sinn: vier Tote auf engstem Raum, vor einer Minute lebten sie noch alle vier, und ein Däne lauert irgendwo ganz in der Nähe und hat dich im Visier und wird dich gleich umlegen. Seine Knie schlottern, es läßt sich nichts dagegen tun, und an Stelle der vorhin noch bewältigten Angst drängt sich jetzt unheimliche Furcht. Seinen ganzen Körper schüttelt es, ihm wird schwarz vor Augen, sein Gewehr vermag er nicht mehr zu halten, es fällt ihm aus der Hand.

Als er wieder die Augen aufschlägt, blickt er in ein fremdes Gesicht, so jung wie seines und schreckverzerrt, wie seines sein mag. An dem breiten Mützenschirm erkennt er sogleich den Dänen, es kann nur der vorhin entwischte dritte Mann sein. Und der spricht ihn nun auf Deutsch mit dem vokaldeutlichen weichen dänischen Akzent an: „Keine Angst, ich tu dir nichts. Das habe ich schon nicht gekonnt, als ihr drei auf zwei Schritt an uns vorbeigekommen seid. Der ist noch viel zu jung zum Sterben, hab ich gedacht, und seine Mutter wird sehr um ihn weinen, ihr ganzes Leben lang, meine Mutter würde es bei mir genauso tun. Du hast zwei Kameraden von mir getötet, das ist sehr schlimm, der eine von ihnen hat drei Kinder, die wachsen jetzt ohne Vater auf. Die beiden haben deine Kameraden hier totgeschossen, ich meine, das sollte genug sein.“

Werner nickt stumm vor sich hin, er kann es nicht verhindern, daß ihm die Tränen kommen. Der Däne fährt ihm über Stirn und Schläfe, auch er ist am Ende seiner Beherrschung, deshalb nestelt er seine Feldflasche frei, er hat lauwarmen Tee mit einem Schuß Rum darin, und den trinken sie zu zweit. Woher sie stammen, erzählen sie sich dabei, der Däne, der so vorzüglich deutsch spricht, stammt aus Mögeltondern, gar nicht weit weg von hier, und er studiert an der Kieler Universität Rechtswissenschaft, nach dem Krieg wolle er an die Kopenhagener Universität gehen, von vornherein habe er das vorgehabt, schon allein der Sprachen wegen; denn so viele Sprachen man spreche, so viele Seelen habe man auch. — Dasselbe habe auch hier sein bester Freund Arnold einmal gesagt, er habe Französisch genau so fließend gekonnt wie Deutsch, und so gescheit in allen Dingen sei er gewesen wie zwei Oberlehrer. „Und den Bismarck hat er nicht gemocht und nicht den König, überhaupt nicht die Preußen.“ Aber hier der Sergeant, das sei einer gewesen, erzählt er weiter, ein Stockpreuße, der es auf Schritt und Tritt immer nur mit der Pflicht gehabt habe, mit dem Soldateneid und mit der Königstreue. Doch menschlich sei er in Ordnung gewesen, er habe von seinen Leuten nie mehr verlangt, als er selbst habe leisten können. Und daß er evangelisch gewesen sei, das habe ihm auch keiner angemerkt.

Über des Dänen Gesicht huscht ein Lächeln. Gleich wird er wieder ernst, als der Kanonendonner anschwillt. Dann sagt er gedehnt: „Glaub mir, mein lieber Feind, die Düppeler Schanzen stecken nicht nur voller Kanonen, sondern auch voller

Chancen — für den einzelnen wie für unsere Völker. Und Macht ist noch lange nicht gleich Recht.“

Sie sollten jetzt die beiden Toten aus dem Hohlweg herausholen und hier neben dem offenen Pfad zu den anderen legen, dann würden sie auch am schnellsten gefunden, meint der Däne. Tote tragen sich schwer, zumal wenn man sie auf dem Gewissen hat. „Dieser hier war ein Gezogener aus Hoptrup, nicht weit von hier“, sagt der Däne, als das schwere Werk getan ist; „und dieser war ein Freiwilliger aus Schweden. Es sind ja so viele aus ganz Skandinavien, die freiwillig gekommen sind, um uns zu helfen.“ Und wie sie nun den Kameraden die Augen zudrücken, glaubt Werner aus dem Blick des Sergeanten den letzten Befehl zu gewahren: die vier Gewehre zu einer Pyramide für sie alle zusammenzustellen, obenauf ihre Käppis und Mützen, und dann salutiert, wie sich das vor Seiner Majestät dem Tode gehört.

Nachdem dies geschehen, zieht der Däne seine Kopfbedeckung, Werner tut dasselbe, und der Däne spricht mit flatternder Stimme über die vier Toten hin: „Fader hvor — forlad os hvor skyld — og fri os fra det onde. Amen.“ Und zu Werner gewandt: „Das war das Wichtigste aus unserem Vaterunser: Vergib uns unsere Schuld und erlöse uns von dem Übel.“ — „Amen“, sagt Werner. Und dann fallen sie sich schluchzend um den Hals.

Was sollen sie nun machen? „Ich glaube, man wird in die Pflicht hineingeboren wie ins Leben, unbefragt, unentrinnbar“, findet der Däne wieder zur Sprache. „Aber seit ich die Todesangst kenne, möchte ich leben, leben, leben.“ — „Ich auch“, stimmt Werner ihm zu. Dann finden sie es an der Zeit, sich zu trennen, ehe eine Patrouille auftaucht, die dann den einen oder anderen in die Kriegsgefangenschaft abführt. Aber schreiben wollen sie einander, wenn der Krieg vorbei sei, ob sie heil davongekommen seien. Sie notieren sich ihre Anschriften, der Däne heißt mit Vornamen Olaf.

„Laß uns zum Abschied noch eine Pfeife stopfen“, sagt Olaf. Das tun sie denn auch, einer mit dem Tabak des anderen, Werners Tabakbeutel ist eine gewalkte Schweinsblase, Olaf findet sie lustig, und so kommt es, daß die beiden auch noch ihre Tabakbeutel tauschen. Mit der unvermeidlichen Umständlichkeit, die beiläufig so viel Beruhigung erzeugt, schlagen sie mit dem Stahlrücken ihrer Taschenmesser aus ihrem Feuerstein die Funken über ein zurechtgerupftes Stückchen Zunder, bis es zu glimmen und modrig zu stinken beginnt, und damit setzen sie nun ihre gewaltigen Kloben von Pfeifen in Gang. Ein letzter Handschlag, dann schultern sie ihre Gewehre und gehen, der eine hierhin, der andere dorthin zum festgelegten Treffpunkt ihrer Patrouillen.

\*

Am Ostermontag, dem 18. April 1864, vormittags 10 Uhr, quollen aus ihren Parallelstellungen die Preußen und Österreicher bergan und erstürmten die mit

äußerster Zähigkeit verteidigten Düppeler Schanzen, die sie zweieinhalb Monate lang belagert und mit 8100 Granaten aus technisch unvergleichlich überlegenen Geschützen immer wieder umgepflügt hatten. Im Kampf um die Düppeler Höhe fielen 7209 Soldaten beider Seiten, davon 71 deutsche Offiziere und Unteroffiziere sowie 1130 Mannschaften, auf dänischer Seite 1300 Offiziere, 220 Unteroffiziere und 4477 einfache Soldaten. Auf dem Panzerschiff „Rolf Krake“ gab es elf Tote. Weder von Werner noch von Olaf ist jemals ein Brief eingetroffen.

# Der Sturm auf die Düppeler Schanzen vor 110 Jahren

## Die Frage nach dem Sinn des Kampfes

*„Euer Majestät müssen das Düppel bald nehmen. Es handelt sich um den Ruhm der preußischen Armee, um die Stellung des Königs im europäischen Rat. Der Preis ist Ströme Blutes wert — — —“*

So schrieb der preußische General Edwin v. Manteuffel im Frühjahr 1864 an König Wilhelm I. 110 Jahre nach der Erstürmung der Düppeler Schanzen durch preußische Truppen und nach der Erfahrung zweier Weltkriege sollte uns die ganze furchtbare Tragweite dieses Wortes bewußt sein. In einer Welt „organisierter Friedlosigkeit“ (D. Senghaas) lebend, müßten wir zu der Erkenntnis gekommen sein, daß uns allein der konsequente Verzicht, politische Ziele und Interessen mit Gewalt durchzusetzen, vor der Selbstzerstörung retten kann.

Welchen Sinn aber könnte in dieser Situation ein historischer Rückblick auf den 18. April 1864 haben? Um diese Frage, jedenfalls andeutungsweise, zu beantworten, müssen wir uns zunächst vergegenwärtigen, welcher „Preis“ bei Düppel eigentlich so hart umkämpft wurde. Das Jahr 1864 war zugleich Höhe- und Endpunkt der Krise des dänischen Gesamtstaates, die um 1830 mit dem Erwachen eines deutschen und später eines dänischen Nationalgefühls in den Herzogtümern begann und Teil einer gesamteuropäischen Entwicklung war. Mit liberalem und demokratischem Gedankengut aufs engste verknüpft, setzten sich beide Nationalismen doch über die Wünsche des jeweils anderen Bevölkerungsteils hinweg. An der Schleswig-Frage schieden sich die Geister: „Schleswig-Holstein bis zur Königsau“ und „Dänemark bis zur Eider“, so lauteten die

*miteinander unvereinbaren Forderungen.*

Um der Gefahr einer Einverleibung des nördlichen Herzogtums in Dänemark vorzubeugen, griffen die Schleswig-Holsteiner 1848 zu den Waffen, wie andererseits die Dänen sich dagegen zur Wehr setzten, daß Schleswig etwa einem deutschen Nationalstaat eingegliedert wurde. Nach verlustreichen Kämpfen, die 1850 gar die Gefahr eines europäischen Krieges heraufbeschworen, endete die Erhebung 1851 ohne „Sieger“ und „Besiegte“. Zwar wurde die Integrität des dänischen Gesamtstaates durch gemeinsame Erbfolge anscheinend international gesichert, doch mußte sich Dänemark gegenüber Preußen und Österreich verpflichten, eine auf Gleichstellung der einzelnen Landesteile beruhende Gesamtstaatsverfassung einzuführen und auf eine Inkorporation Schlesiens zu verzichten.

Dänemark gelang es in der Folgezeit nicht, die Verfassungs- und Nationalitätenfrage befriedigend zu lösen. Insbesondere der Versuch, Teile Mittelschlesiens mit Hilfe von Spracheskripten zu „danisieren“, traf auf wachsenden deutschen Widerstand. 1863 kam es erneut zum offenen Konflikt, als König Christian IX. versuchte, den gordischen Knoten der Schleswig-Frage zu durchschlagen, indem er eine auf Bildung „Eiderdänemarks“ abzielende Verfassung unterzeichnete.

Deutsche und dänische Historiker sind sich heute darüber einig, daß die dänische Regierung die internationale Lage damals falsch berechnete, daß sie insbesondere Otto v. Bismarck unterschätzte, der seit 1862 Preußens Ministerpräsident und

Außenminister war. Ein Vertreter nüchternster Staatsräson und unbeeindruckt von nationalem Gedankengut, verstand er es, sich der Unterstützung Österreichs zu versichern, Dänemark außenpolitisch zu isolieren und gleichzeitig sein letztes Ziel sorgfältig zu verhüllen. Nur im engsten Freundeskreis äußerte er am Silvesterabend 1863: „Die ‚up ewig Ungedeelten‘ müssen einmal Preußen werden.“ Für die Stärkung der preußischen Macht, nicht aber für ein Schleswig-Holstein unter den Augustenburgern, zeigte er sich bereit, „preußisches Blut fließen zu lassen“. — Als Preußen und Österreich am 1. Februar 1864 den Krieg begannen, sah sich Dänemark allein einem übermächtigen Gegner gegenüber.

Für Bismarck war der Krieg ein Instrument politischen Handelns; „etwas Kanonendonner“, der militärische Erfolg, so meinte er, werde die preußische Position auf der geplanten internationalen Konferenz erleichtern. In diesem Zusammenhang ist der Sturm auf die Düppeler Schanzen zu sehen. Umgekehrt betrachtete die Kopenhagener Regierung Düppel als letztes Faustpfand und ließ die Schanzen — nachdem das Danewerk unter dem Protest der dänischen Öffentlichkeit kampflos geräumt worden war — über jedes vertretbare Maß hinaus verteidigen. Während der Londoner Konferenz vom Mai/Juni 1864 war Dänemark in Verkenennung seiner Möglichkeiten nicht bereit, auf Bismarcks Gedanken einer Volksbefragung im gemischtnationalen Teil Schlesiens einzugehen. Nach neuen blutigen Kämpfen mußte es am 30. Oktober des Jahres im Wiener Frieden die Herzogtümer an Preußen und Österreich abtreten. Der dänische Gesamtstaat war damit endgültig zerbrochen.

Für Preußen bedeutet das Jahr 1864 eine

erhebliche Verstärkung seiner Macht in Norddeutschland und eine Etappe auf dem Weg zur Errichtung des Deutschen Reiches unter preußischer Führung. — Nach verlorenem Kampf um die deutsche Vorherrschaft mußte Österreich 1866 auf den Mitbesitz der Herzogtümer verzichten; Schleswig-Holstein wurde preußische Provinz.

Die umstrittene Schleswig-Frage aber war durch die Machtentscheidung von 1864 nicht gelöst. Denn während die deutschen Schleswig-Holsteiner recht bald zu einer preußisch-deutschen Staatsgesinnung fanden, ging der Wunsch der dänisch gesinnten Nordschleswiger, mit ihrem Mutterland vereinigt zu werden, erst nach der deutschen Niederlage im Ersten Weltkrieg durch die Volksabstimmung von 1920 in Erfüllung — eine Korrektur der Entscheidung von 1864, die freilich erst nach den viel schlimmeren Erfahrungen der Jahre von 1933 bis 1945 ihre volle Wirksamkeit entfalten konnte.

Für das dänische Volk bedeutet das Jahr 1864 einen überaus schmerzlichen Einschnitt in seiner Geschichte. Düppel hat, wie der deutsche Überfall auf Dänemark im Jahre 1940, in den Augen manches Dänen noch heute symbolhafte Bedeutung für ein geschichtlich begründetes Mißtrauen gegenüber dem „großen“ Nachbarn im Süden. Andererseits wurde das Unglück des Jahres 1864 zum Symbol für eine erneuerte geistig-politische Entwicklung in Dänemark.

Wenn wir uns heute der „Befreiung“ Schlesiens und des ersten Schritts zum klein deutschen Kaiserreich erinnern, dann kann uns dies kein Anlaß mehr sein, uns irgendwelcher militärischer „Heldentaten“ zu erfreuen. Wir sollten uns vielmehr in kritischer Distanz fragen, ob die damaligen Ziele wirklich „Ströme Blutes“ wert waren, ob es überhaupt politische Ziele

*gibt, die eine kriegerische „Lösung“ rechtfertigen könnten. Es gilt festzustellen, daß am Anfang des „zweiten Reiches“ nach außen die Gewalt dreier Kriege stand — mögen sie noch so „begrenzt“ gewesen sein —, und daß das kaiserliche Deutschland nach innen zu repressiven Maßnahmen gegen die „Reichsfeinde“ griff, unter ihnen Polen, Dänen und Franzosen, die diesem Reich nur gezwungenermaßen angehörten.*

*All dies mag dem damaligen „Zeitgeist“ entsprochen haben; dennoch wiesen bereits einige weitblickende Zeitgenossen verschiedenster politischer Couleur auf die Folgen einer solchen erzwungenen Reichsgründung hin, unter ihnen der konservative Historiker Jacob Burckhardt, der 1870 schrieb: „O wie wird sich die arme deutsche Nation irren, wenn sie daheim das Gewehr in den Winkel stellen ... und dem Glück des Friedens obliegen will! Da wird es heißen: vor allem weiter exerziert!“ Unsere Tradition und unsere durch sie bestimmte Gegenwart sind allzu reich an versteckten und offenen Rechtfertigungen des Krieges; noch immer gibt es historische Darstellungen und Geschichtslehrbücher,*

„Kieler Nachrichten“, 22. 4. 1974

*die den Glauben an die Festigung und Ausweitung des Staates durch Macht nähren. Zu den Aufgaben einer Geschichtswissenschaft in praktischer Absicht und einer historisch-politischen (Friedens-)Erziehung wird es dagegen gehören, solche Verhaltensnormen nicht durch Weitergabe zu zementieren, sondern durch historische Aufklärung und kritische Reflexion ihre Wurzeln bloßzulegen.*

*So verstanden kann auch die Erinnerung an den 18. April 1864 oder die blutigen Kämpfe in unserem Lande vor 125 Jahren dazu beitragen, daß Gewalt nicht länger als Mittel der Politik akzeptiert wird und sich die Erkenntnis endgültig durchsetzt, daß Krieg und Frieden nicht Schicksal, sondern Ergebnis interessengebundenen menschlichen Handelns sind.*

*Auch für die allseitig gewünschte Weiterentwicklung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Dänemark dürfte eine solche Betrachtung der Ereignisse von 1864, ihrer Hintergründe und Folgen, eine wichtige Voraussetzung sein.*

Jörn-Peter Leppien

## August 1914: Interniert in Flensburg

Aus den Aufzeichnungen des Lehnsgrafen Otto Didrik Schack zu Schackenborg Landrat an der Grenze 1920—1949 (d + d-Buch Nr. 7)

Was ich von meiner Internierung in Flensburg im Jahre 1914 erinnerte, schrieb ich 1916 nieder. Die Aufzeichnungen, die in erster Linie mein schlechtes Gedächtnis stützen sollten und im übrigen von den Verhältnissen, unter denen sie geschrieben wurden, geprägt sind, sind jetzt (1937) unter Zuhilfenahme von Tagebuchblättern, Briefen und Dokumenten aus jenen Tagen umgearbeitet worden.

Ich war während der Internierung und in der darauf folgenden Zeit gekränkter über die mir zuteil gewordene Behandlung, als das Folgende vermuten läßt, aber einerseits verlangten die Aufzeichnungen damals eine gewisse Vorsicht, zum anderen schwanden alle Ressentiments bei dem Vergleich mit dem Ernst der folgenden Jahre und bekamen einen beinahe idyllischen Glanz.

Sonnabend, 1. August: Die Deutschen proklamieren den „Kriegszustand“, das erste Stadium der Mobilmachung.

Am nächsten Morgen (2. August), einem Sonntag, hörten wir, daß die Bankdirektoren Rossen und Andresen, Tondern, Redakteur Skovrøy und viele andere dänische Nordschleswiger im Laufe der Nacht verhaftet worden waren.

Auch Donnerstag, der 6. August, begann (für uns) friedlich wie die vorangegangenen Tage, aber als meine Mutter, die Schwester und ich noch am Tisch beim Lunch saßen, kam ein Gendarm in voller Kriegsbemalung in den Hof hinein und lieferte ein Schreiben vom Landrat an mich ab, das folgenden Wortlaut hatte:

„Tondern, den 6. August. Ich ersuche Sie, sich heute nachmittag zwischen 5 und 6 Uhr in meinem Amtszimmer einzufinden. Böhme.“

Im Amtszimmer des Landrats standen dieser und Amtsvorsteher Reuter und sahen feierlich aus. Der Landrat sagte: „Ich habe Ihnen eine Eröffnung zu machen.“ Danach las er mir stehend eine „Verwarnung“ vor. Ich sei ihm bekannt als Agitator usw. Falls ich damit fortfahre oder das deutsche Nationalgefühl verletze, werde er mich verhaften lassen. Ich mußte eine Erklärung unterschreiben, daß ich diese Verwarnung erhalten habe, und ging, da mir nicht erlaubt war, etwas zu sagen, aus dem Zimmer.

Am Freitag, dem 7. August, ging ich morgens in die Stadt, da eine Bankversammlung in der „Tønder Landmandsbank“ stattfand. Ich fuhr mit dem Fahrrad zurück über Røj, um eine Fahrradkarte zu holen — man brauchte eine Genehmigung zur Benutzung des Fahrrades — und sprach bei der Gelegenheit mit Amtsvorsteher Reuter, der mich nicht merken ließ, daß ich vorläufig keinen

Bedarf für eine Fahrradkarte haben würde.

Es war wieder die kritische Zeit des Mittagessens zwischen 12 und 13 Uhr, und wir hatten eben die Mahlzeit beendet und saßen auf der Veranda. Da hörten wir, wie ein Auto in den Hof fuhr. Ich ging selbstverständlich hin, und Mutter und die Schwestern kamen hinterher. Der Wagen hielt vor der Haupttreppe, und ein Oberwachtmeister bat, mich in einem Raume allein zu sprechen. Wir gingen in das Billardzimmer, und er teilte mir mit, daß er Order habe, mich in Flensburg abzuliefern. Ich bekam die Erlaubnis, für den Anlaß besser geeignete Sportkleidung anzuziehen, und da er Order hatte, mich nicht aus den Augen zu lassen, überwachte er diese Umkleidungsszene und kam mit in die Bibliothek, wo ich verschiedene Bücher auswählte: Homer, Carlyles „French Revolution“, Reisers „Fyrgterlige Ildebrand“, „The Londoners“ und andere, die zusammen mit Toiletensachen, Strümpfen, Unterwäsche, Nachtzeug und so weiter in die Tasche kamen.

Nach einem kurzen Abschied — recht unsentimental, da ja der Gendarm dabei war — zogen wir ab. Das Auto war offen, mit zurückgeschlagenem Verdeck. Wir hielten am Tor, um das Verdeck hochzuschlagen und die Seitenstücke einzusetzen, bevor wir durch Tondern fuhren. Ich benützte den Aufenthalt, um Zigarren holen zu lassen, die ich in der Eile mitzunehmen vergessen hatte. Als wir Tondern passiert hatten, wurden die Seitenstücke wieder entfernt, und ich fuhr nun den gleichen Weg in dem gleichen strahlenden Wetter wie vor acht Tagen, als die Fahrt durch Düppel ging. Es war viel in diesen Tagen geschehen. Als wir an die Eisenbahnschranke kamen, wo die Straße nach Flensburg die Hauptstrecke nördlich von Bov schneidet, wurden wir von einem Wachtkommando älterer Landsturmmänner mit den traditionellen Wachstuchmützen angehalten. Sie wollten uns nicht passieren lassen, obwohl der Wachtmeister in Uniform war und mit ihnen flüsterte und seine Ausweispapiere zeigte, weil, wie sie sagten, während sie offensichtlich sich an ihrem Scharfsinn erquickten, gerade Spione und ähnliche verdächtige Personen sich gewiß Uniformen beschafft und ihre Papiere in bester Ordnung hätten. Dieses Mißtrauen war an sich nicht sehr verwunderlich, Deutschland und auch die anderen kriegführenden Mächte waren in den ersten Tagen des Krieges von Furcht vor Spionen besessen. Nach halbstündigem Verhandeln und Telefonieren mit Tondern bekamen wir die Erlaubnis, weiterzufahren und erreichten Flensburg nach ein paar Pannen.

Da mein Vater Reserveoffizier gewesen und mein Bruder es war, sollte ich, was vermutlich als Bevorzugung gedacht war, in eine Kaserne gebracht werden und dort in einem Offizierszimmer mit entsprechender Verpflegung in Haft gehalten werden, und der Wachtmeister brachte mich dorthin.

Inzwischen war es zwischen 8 und 9 Uhr abends geworden. Da bekam ich Bescheid, daß in der Kaserne kein Zimmer beschafft werden konnte, ich würde

deshalb ins Gymnasium gebracht werden, wo auch andere Dänen interniert waren. Ich wurde in den Hof geführt und in einen kleinen Wagen, „Krümperwagen“, verladen. Ein Offizier und, wenn ich mich recht erinnere, ein Unteroffizier fuhren mit, und ein Soldat saß mit seinem Gewehr auf dem Bock neben dem Kutscher, bekam aber Order, das Gewehr zurückzulassen, eine Rücksichtnahme, die ich würdigte.

Wir kamen schnell zum Gymnasium, einem großen Neubau, der noch nicht ganz fertig war — der Haupteingang war durch Verschalungsbretter ersetzt —, was den Vorteil hatte, das alles neu und sauber war. Ich wurde der Wache übergeben mit der Order, daß ich mein eigenes Zimmer zu bekommen hätte und mich selbst verpflege.

Das Zimmer war ein großes Klassenzimmer mit drei Fenstern in der zweiten Etage. Die Möblierung bestand aus einem großen Haufen Stroh in der einen Ecke, einem Gartentisch und sechs Stühlen. An der Tür stand ein kleiner Eisenständer mit Blechschüssel und dito Kanne mit dazugehörigem Eimer. Von einem Wirt in der Nachbarschaft bekam ich für eine Mark pro Tag ein Eisenbett mit Bettzeug geliehen. Niemals lag ich in einem schlechteren Bett, und ich schlief schlecht, bis ich vernünftig wurde und mich mit einem Strohsack oder einer Matratze auf dem Fußboden begnügte wie die anderen. Von der gleichen Stelle bekam ich auch etwas Abendessen und eine halbe Flasche Rotwein geliefert. Am nächsten Morgen erwachte ich in guter Stimmung. Die Sonne schien. Das Zimmer sah hell und freundlich aus, und sogar der Gartentisch und die Stühle erschienen interessanter, als sie mir am Abend vorher vorgekommen waren. Mit meiner Toilette war ich schnell fertig. Von einem Bad war natürlich keine Rede, aber ich hatte damals noch mein Rasiermesser im Besitz. Dann kamen zwei Installateure herein, die die elektrische Deckenbeleuchtung legen sollten. Einer von ihnen hatte kurz vorher auf Schackenborg gearbeitet. Er stieß mich an, als er vorüberging, und steckte mir unbemerkt eine kleine Papierkugel in den Ärmel. Der Zettel war von Davidsen, der zusammen mit verschiedenen anderen im Zimmer nebenan wohnte, was mir mit einem Gruß auf diese romantische Weise übermittelt wurde. Ein Kapitän und ein Steuermann von den Fördedampfern, die wie wir anderen interniert waren und kurz danach kamen, um mein Zimmer aufzuräumen, gaben mir ausführlicheren Bericht über die Internierten und über das Leben in der Schule. Dann kam ein Arrestaufseher in Zivil und nahm mir mein Geld gegen Quittung ab, und ich mußte mich von Rasiermesser, Taschenmesser und Nagelfeile trennen. Das war ja ebenso romantisch, um nicht zu sagen überflüssig, wie Davidsens kleiner Zettel. Und um in Stimmung zu bleiben, verschaffte ich mir, nach den besten Vorbildern, Bewegung, indem ich eine Stunde zwischen den Stühlen, die ich auf dem Fußboden verteilt hatte, auf und ab ging. Dann kam Davidsen eine halbe Stunde zu mir herein unter dem Vorwände, daß er mit mir über Geschäfte

sprechen mußte, und ich bekam einen ausführlichen Bericht darüber, was er und seine Genossen erlebt hatten. Ich berichtete meinerseits, wie es zu Hause aussah und wie es mir in den letzten vierundzwanzig Stunden ergangen war. An diesem Abend hatte ich kein Licht und ging mit den Hühnern zu Bett.

Der sehr begrenzte Bezirk, der von den Mauern des Gymnasiums umschlossen war, wurde nun meine kleine Welt, die schnell mit Gesinnungsgenossen und Kameraden bevölkert wurde. Am Morgen des 12. August kam Skovrøy zu mir herein. Er war wieder festgenommen worden, und da er Rekonvaleszent war, sollte er das Zimmer mit mir teilen, und ich freute mich. Er war nicht allein nach Flensburg gekommen. Zusammen mit ihm hielten viele der früher Verhafteten aus dem Kreise Tondern, die in Altona entlassen worden waren, ihren Einzug ins Gymnasium, und damit begann die mehr gesellige Periode, die erst auslief, nachdem die anderen Internierten freigelassen und ich allein in der Navigationsschule zurückblieb.

Skovrøy und ich richteten uns jeder in einer entgegengesetzten Ecke des großen Zimmers ein. Der Tisch und die Stühle bildeten ein neutrales Gebiet, wo wir uns trafen. Wir hatten keinen Schrank, aber Emil Müller aus Visby, einer der Internierten, der aus Brandenburg eingewandert war, sich aber den dänischen Nordschleswigern angeschlossen hatte, nagelte aus drei Latten ein Gestell zusammen. Die Querlatte wurde mit Nägeln versehen, die als Haken dienten. Das Ganze wurde an eine Wand gelehnt, in die wir natürlich keine Nägel schlagen durften, und der „Schrank“ war fertig und so geräumig, daß reichlich Platz für unsere wenigen Besitztümer (Strickjacken, Schlipse, Pfeifen usw.) war. Nachdem wir aufgestanden waren, kamen die Faktoten und machten unser Zimmer in Ordnung, und in dieser halben Stunde spazierten wir in den Gängen auf und ab. Dann wurden wir wieder in das Zimmer eingeschlossen und lasen bis Mittag. Wir nahmen unsere Mahlzeiten, die von einem Restaurant in der Nähe geliefert wurden, gemeinsam ein. Nach dem Essen Mittagsschlaf, dann Nachmittagskaffee mit Besuch aus den Nachbarzimmern, wenn die Wache nicht allzu streng war. Danach lesen oder Besuch, je nach der Stimmung der Wache.

Nach dem Abendessen lesen. Um 9 Uhr abends wurde unsere Tür für die Nacht abgeschlossen, und wir gingen zu Bett.

Unsere Bewegungsfreiheit innerhalb der Schule hing in hohem Grade von dem Ermessen der Wache ab. Einige der Wachhabenden waren sehr mißtrauisch, sei es, weil sie eine natürliche Anlage dazu hatten, sei es, daß sie aus dem Süden kamen und keine Ahnung von uns und den Nordschleswigern im allgemeinen hatten oder, was auch vorkam, von dem einen oder anderen, der es nicht gut mit uns meinte, beeinflusst waren. Andere Wachhabende waren gutmütig und hatten nichts dagegen, daß wir einander besuchten, wenn wir nur einen einigermaßen plausiblen Grund angeben konnten.

In den ersten paar Tagen bestand die Wache nur aus zwei Mann, die ihre Wachstube auf einem der obersten Flure hatten, und da der Haupteingang, wie schon gesagt, aus Verschalungsbrettern mit einer kleinen Tür ohne Schloß bestand, konnte es passieren, daß Thomas Thomsen, Togdale, draußen vor der Schule gesehen wurde, wie er in Hemdsärmeln seine Pfeife rauchte. Der Stadtklatsch wollte wissen, daß er unten an der Schiffbrücke gewesen sei, aber das war etwas übertrieben. Diese kleine Eskapade war der Anlaß zu einer Untersuchung und einem Tag mit strengerer Bewachung. Die Wache wurde darauf auf fünf bis sieben Mann mit einem Offizier oder Unteroffizier an der Spitze erhöht, ob aus diesem Grund, ist nicht bekannt. Im Gegensatz zu der oben erwähnten nachlassenden Wachsamkeit standen u. a. die Kontrollen bei Nacht. Einmal kam ein Offizier mit gezogenem Säbel herein und beleuchtete uns alle mit einer Taschenlampe, worauf er mit der übrigen Wache verschwand.

Es gab unter den Internierten natürlich einige, die die Einsperrung nicht ertragen konnten, sei es, daß sie sich durch die Behandlung schwer gekränkt fühlten, sei es, daß sie sich Sorgen machten, wie es während ihrer Abwesenheit zu Hause ging; doch im allgemeinen konnte man die Stimmung als ganz vergnüglich bezeichnen. Das Wetter war, während wir im Gymnasium waren, herrlich. Man konnte einfach nicht schlechter Stimmung sein, wenn die Sonne vom Morgen bis Abend schien und es warm war, aber doch angenehm kühl in den großen Zimmern. Zudem war es nett, Gesellschaft zu haben. In den ersten Kriegstagen sahen wir aus Gründen der Vorsicht wenig voneinander, und Zeitungen bekamen wir auch kaum, aber jetzt war es geradezu eine Erleichterung, in einer Gruppe gleicher Gesinnung und Denkweise zusammen zu sein, und das mit voller Zustimmung der Behörden, und Zeitungen und andere Neuigkeiten und Gerüchte aus erster Hand zu bekommen und sie dann miteinander zu diskutieren. Was vor allem unsere Stimmung prägte und machte, daß wir das Ganze mit Humor nahmen, war der Umstand, daß wir wußten, unsere Sache war gut, und unserer Sache diene es am allerbesten, daß die Behörden auf unmißverständliche Weise dokumentierten, daß wir Dänen waren und in diesem Augenblick, wo so viel andere Gegner der bestehenden Regierung sich als eine deutsche Einheit fühlten, nicht zur deutschen Nation gehörten.

Von einem dänischen nationalen Standpunkt aus gesehen waren die Internierungen in Nordschleswig ein einzigartiger Glücksfall. Als der Krieg ausbrach, waren wir uns darüber im klaren, daß unsere nationale Arbeit zum Stillstand kommen mußte. Unsere dänische Gesinnung war gleichsam außer Kurs gesetzt und mußte totliegen, während das deutsche Nationalgefühl in unserem Landesteil, welches wir sonst nur bei offiziellen Gelegenheiten bemerkten, jetzt aufblühte wie eine Volkserhebung, die Deutsche und Unentschiedene mit sich riß. In dem Gymnasium in Flensburg wurden wir wieder die gleichen dänischen

Nordschleswiger, die einige Wochen zuvor (14. Juni 1914) in Hadersleben zum Jahrestreffen zusammengekommen waren, und das blieben wir weiterhin, als wir wieder auf freiem Fuß waren. Daß wir darüber hinaus meinten, daß unsere Internierung so etwas wie ein Erlebnis war, und daß wir, wenn auch in bescheidenstem Maße, an den großen Ereignissen teilhatten, kann man uns wohl nicht verübeln.

## Vom Grenzkampf zum Grenzfrieden

### *Die Aufgabe der Grenzverbände in der Vergangenheit und Gegenwart*

Wie würde sich die Entwicklung im schleswigschen Grenzland geltend machen, wenn die beiden nationalen Minderheiten plötzlich ohne den Rückhalt der Grenzverbände dastehen würden. Es kann als eine schwierige Frage angesehen werden, die vielleicht nur hypothetisch beantwortet werden kann. Unsere gesellschaftliche Vorstellungswelt ist heute eine andere als vor Jahren und Jahrzehnten. Die Jugend von heute beurteilt nationale Fragen anders als die ältere Generation. Deshalb kann eine Antwort auch nur subjektiv sein, denn in diesem Falle muß man gleichzeitig die Phantasie und die Geschichte in Anspruch nehmen, aber auch die aktuelle Wirklichkeit erkennen.

Der dänische Geschichtsschreiber A. D. Jörgensen schrieb 1882 im Schlußwort seiner „Vierzig Erzählungen aus Sønderjyllands Geschichte“ folgendes: „Die Wege Gottes sind unerforschlich. Das schwere Schicksal, das er dem dänischen Volk zufallen ließ, hat auf viele Weise zur Stärkung, zum Erwachen, zu einer Innerlichkeit und Liebe zum Vaterland, zur Stärkung des weichen und schwachen Sinnes des Volkes geführt und gleichzeitig zu einer Entwicklung seines reichen und geistigen Vermögens.“

A. D. Jörgensen dachte dabei sicher an die volkliche Entwicklung des dänischen Volkes, daß nach dem Verlust Norwegens 1814 mit dem langsamen Hinsiechen des noch verbliebenen Gesamtstaates unmittelbar auf den Weg des volklichen und nationalen Unterganges hingewiesen wurde, trotz allem aber in dieser Zeit eine literarische Blüte und ein volkliches Erwachen erlebte. Unwillkürlich muß man hier an den Einfluß Holbergs und später den erzieherischen Geist Grundtvigs denken oder an die schlichte Dichtung des Heidepastors St. St. Blicher, der einer der ersten war, der das Volk zu einer volklichen und nationalen Erneuerung auf dem Himmelbjerg sammelte. Das ist der Einfluß der Zeit zwischen 1830 und 1864, die in Dänemark von einem Unterstrom geistigen und volklichen Neudenkens geprägt wurde. Man spricht hier immer noch von der Bedeutung der „gudelige forsamlinger“, wo Menschen zu einer neuen Erkenntnis ihres menschlichen und christlichen Daseins kamen und welches auf vielerlei Weise dazu beitrug, daß sich das dänische Volk von einer „almue“ zu einem Volk entwickelte.

Diese geistigen und volklichen Strömungen machten sich auch im Grenzland Schleswig bemerkbar, entwickelten sich jedoch unter verschiedenen Bedingungen. 1830 schrieb Uwe Jens Lornsen unter dem Einfluß der neuen

liberalen Gedanken in Deutschland über das Verfassungswerk in Schleswig-Holstein. Grundtvig schrieb ein Jahr später seine politischen Betrachtungen mit dem Blick auf Dänemark und Holstein. 1832 schrieb der Kieler Professor und geborene Flensburger Christian Paulsen sein Buch über Volkstümlichkeit und Staatsrecht des Herzogtums Schleswig. Der Grundton eines jahrzehntelangen volklichen und nationalen Ringens war dadurch angeschlagen und kam zum endlichen Durchbruch, als Peter Lorenzen am 11. November 1842 im Ständehaus in Schleswig dänisch sprach. Ein Jahr später, am 12. Juni 1843, gründete man auf einer Versammlung in Hadersleben „Den slesvigske Forening“, das erste Glied in der Reihe der nationalen Vereine, die später die dänische Grenzarbeit trugen. Am 4. Juli 1844 bestätigten Tausende von dänischen Nordschleswigern auf „Skamlingsbanken“ ihren Willen, sich für die dänische Sprache einzusetzen. Es war der Kampf um die Sprache und um das Nationalbewußtsein in einer Zeit, die noch zu einem Teil von dem Einfluß der Romantik und zum anderen von den neuen nationalliberalen Ideen getragen wurde. Auf der deutschen Seite wurden die Bergfeste und die Liedertafeln zu einem Ausdruck dieses neuen, nationalen Denkens.

Wie aber standen hierzu die beiden Muttervölker? Ihr Einfluß auf die Entwicklung im schleswigschen Grenzbereich war schwach. Man konstatierte hier wohl die vom Süden und vom Norden kommenden und aufeinandertreffenden kulturellen Strömungen, aber die neuen nationalen Gedanken bildeten sich hauptsächlich im Grenzland selber. Es wurde daraus ein Kampf um die Menschen im Grenzland und um die volkliche, nationale und staatliche Grenze, ein Kampf, der über hundert Jahre dauerte. Dadurch wurde das Leben im Grenzland von einem Zwiespalt geprägt, der mehr zum Unglück als zum Glück für den einzelnen wurde. Aber es zeigte sich auch, wie sehr der Einfluß des jeweiligen Muttervolkes sich auswirkte: in Nordschleswig in der Zeit bis 1914 auf deutscher Seite durch die Kriegervereine und auf dänischer Seite durch die Arbeit in den Versammlungshäusern. Für Deutschland war Schleswig eine preußische Provinz und wurde danach behandelt, für Dänemark war es eine Art „heiliger Boden“, über den man nur mit größter Vorsicht sprach.

In Nordschleswig erkannte die dänische Bevölkerung sehr bald das Richtige in den Worten Junggreens: „Die Jungen müssen zu Hause bleiben“, eine allzugroße Abwanderung der dänischen Jugend aus Nordschleswig konnte für die gesamte dänische Arbeit gefährlich werden.

Als erste Antwort auf die Aufhebung des § 5 gründete man 1880 „Sprogforeningen“, den dänischen Sprachverein, der durch kleine Handbüchereien mit dänischer Literatur dafür sorgte, daß dänische Bücher immer im Umlauf blieben. 1888 folgte „Den nordslesvigske Vælgerforening“, der nordschleswigsche Wählerverein, der hauptsächlich zum Instrument Hans Peter

Hanssens im Kampf für das Recht des Dänentums wurde. Als 1892 von der preußischen Regierung das Verbot gegen die dänische Sprache in den Schulen kam, gründete man „Skoleforeningen“ und verhalf in den Jahren bis 1914 über 6000 jungen Nordschleswigern zu einem Aufenthalt auf dänischen Hochschulen, Nachschulen und Fachschulen. Insgesamt wurden in Nordschleswig 55 dänische Versammlungshäuser in der Zeit von 1892 bis 1914 errichtet, dazu kamen die Freigemeinden und die Büchereien, die gemeinsam miteinander die Wiedervereinigung Nordschleswigs mit Dänemark 1920 vorbereiteten.

Um diese Zeit kamen auch in Dänemark selbst die ersten „Sønderjyske Foreninger“ ins Bild. Es fing 1884 mit „Sønderjysk Samfund“ an, und bis 1914 gründete man in Dänemark 45 Vereine, die aber mehr als Vereinigungen der in Dänemark lebenden Nordschleswiger angesehen werden müssen, als daß sie eine geldliche Stütze für die Landsleute südlich der Königsaugrenze waren. Die allgemeine Einstellung in Dänemark war immer noch die, daß die schleswigsche Frage als politisch zu brenzlich angesehen wurde. Als z. B. der bekannte Redakteur Franz v. Jessen ein Exemplar seines Handbuches der nordschleswigschen Frage an das dänische Außenministerium sandte, erhielt er keinen schriftlichen Dank, sondern ein Beamter überbrachte ihm den Dank des Ministers mündlich, da das Kgl. Außenministerium keine schriftlichen Unterlagen über schleswigsche Angelegenheiten archivieren konnte.

Die Antwort der Deutschen auf die dänischen Aktivitäten kam zum Teil in der Politik der Köllerzeit zum Ausdruck und aus einer anderen Sicht durch die Arbeit Pastor Schmidt-Wodders im „Deutschen Friedensverein“. Die dänische kulturelle und politische Arbeit in Nordschleswig und auf deutscher Seite die Arbeit des Friedensvereins waren die Antwort der Grenzbevölkerung selbst einer nationalen Herausforderung wie der Köllerzeit gegenüber.

Nach 1920, nach dem Streit um die Grenze und nach der Bildung der beiden nationalen Minderheiten, änderte sich jedoch das Bild. Auf dänischer Seite förderte man die Minderheit südlich der Grenze durch „Grænsforeninger“, und in Deutschland war der Hauptträger der Minderheitenarbeit der „Verein für das Deutschtum im Ausland“. Der erbitterte Kampf um die Grenze ging weiter: Die Grenzziehung 1920 führte an Stelle eines Abschlusses zu einer Verschärfung des nationalen Kampfes, der hauptsächlich in Nordschleswig geführt wurde und bis 1940, ja im Grunde genommen bis 1955 weiterging. Dieser Kampf ging um den Bestand und um die Rechte der Minderheiten in ihrem Herbergsstaat, für den die Staatsgrenze auch weiterhin eine wichtige Rolle spielte.

Diese Sachlage führte zur Bildung regionaler Grenzverbände: auf deutscher Seite dem Schleswig-Holsteiner-Bund, der im heutigen Schleswig-Holsteinischen Heimat-Bund weitergeführt wird, und auf dänischer Seite bis 1945 in Nordschleswig von „Dansk Samfund“, „Det unge Grænselværn“ und

„Grænseforeningen“, die als einzige und bedeutendste Organisation auch die Zeit nach 1945 überlebte. Auf beiden Seiten der Grenze wurde es zu einer entscheidenden Frage, ob die Minderheiten auch die notwendige innere Kraft für ihren Bestand aufbrachten und ob das Muttervolk auch auf andere Weise als durch materielle Unterstützung mit Hilfe der Grenzverbände helfen wollte und konnte. Man muß deshalb auch zwei Arten von Grenzverbänden unterscheiden: die außerhalb des eigentlichen Grenzlandes tätigen, wie man sie in Dänemark kennt, die dazu beitragen können, auf gesamtnationaler Ebene den Grenzkampf zu führen, aber auch in einer gesunden Balance zu halten, und endlich die im Grenzland selbst sowohl auf dänischer als auch auf deutscher Seite von den Bewohnern getragenen Organisationen, die der materiellen und ideellen Unterstützung der nationalen Minderheiten bzw. Volksgruppen dienen.

Aber Schleswig verbindet auch den Norden mit Europa. Diese Begegnung wird zu allen Zeiten von der volklichen, nationalen und politischen Entwicklung im Mutterlande geprägt. Sie wird aber auch von dem Willen, seine Eigenart, seine nationale Identität zu behaupten, getragen. Hier ist der Einfluß der gegenseitigen Begegnung und des gegenseitigen Respekts von größter Bedeutung und wieder vom Können des Mutterlandes abhängig.

Gerade im Grenzland und in einer nationalen Katastrophensituation eines Landes zeigt ein Volk, ob es eine innere Lebenskraft besitzt. Denn ohne diese Kraft gibt es auch keinen Respekt und ohne Respekt auch keine Zusammenarbeit. Der dänische Schriftsteller Willy August Linnemann hat einmal geschrieben: „Das Dänentum in Sønderjylland wird zurückgehen, wenn Dänemark kein geistiges Leben anbieten kann. Hat Dänemark ein geistiges Klima, das den Glauben befördert und die Begeisterung erweckt und es Lust und Willen dazu gibt, einen großen kulturellen Einsatz zu tun, dann wird das Dänentum wieder vorwärtsgen.“ Das kann man vielleicht so oder so auslegen. Es kann als offensiver Gedanke im Geist einer Kulturoffensive aufgefaßt werden mit Sicht auf eine neue Grenzverschiebung, aber es kann auch auf die innere Kraft der Grenzbevölkerung seinen Einfluß ausüben und zu einem friedlichen Nebeneinander auf der Grundlage des gegenseitigen Respekts führen.

Hier kann man dann die Frage stellen, ob sich das Grenzland heute nicht ohne die Grenzverbände behaupten kann. Man muß erkennen, daß der Einfluß des Mutterlandes für das Grenzland von größter Bedeutung ist. Wir kennen es aus Nordschleswig nach 1864, aber auch nach 1920 und 1945, wenn auch in veränderter Form, und in Südschleswig nach 1945. Als das Dänentum in Nordschleswig nach 1864 auf sich selbst angewiesen war, konnte man sich zu einem großartigen volklichen Einsatz aufrufen. Auf der anderen Seite bekam man den Ansporn aus der volklichen Entwicklung in Dänemark. Die deutsche Minderheit in Nordschleswig erlebte etwas ähnliches nach 1945, als sie als „Insel

der Treue“ alleinstand. Wenn aber im Mutterland die nötigen volklichen Kräfte zur Stelle sind, werden sie sich auch auf die Minderheiten übertragen.

Hier kommt natürlich auch die Frage ins Bild, ob es positive volkliche Kräfte sind, die zu einer Begegnung mit dem Nachbarn führen können, oder ob es negative, zerstörende Kräfte sind, die zu einem alles zerschlagenden Nationalismus führen, die sich dem Nachbarn nicht nähern, so wie wir es in den dreißiger und vierziger Jahren erlebt haben, und die zu der Frage führten, ob die nationalen Minderheiten nicht lieber von der Landkarte verschwinden sollten. Für uns ist es heute die Frage, ob die nationalen Minderheiten noch eine Aufgabe haben und ob sie sich behaupten können. Wir wissen, daß etwa zwanzig Millionen Menschen als nationale Minderheiten und Volksgruppen unter einem ihnen fremden Staatsgebilde leben. Wir kennen sie, die Schotten, die Bretonen, die Flamen, die Waliser, die Friesen, Sorben, Südtiroler, Katalanen, Basken und wie sie alle heißen. Sie kämpfen alle um ihre Freiheit und um ihr Recht, als Volk zu leben, und sie kämpfen ihren Kampf ohne Unterstützung eines Muttervolkes und nur von der Überzeugung getragen, ihre volkliche Identität behaupten zu müssen. Vielleicht kann das in einer global denkenden Zeit als altertümlich erscheinen und viele an die Zeit von vorgestern erinnern. Es besteht auch kein Zweifel, daß diese volklichen Bewegungen auf kurze Sicht nicht mit irgendwelchem Einfluß rechnen können, auf längere Sicht ist es jedoch nicht undenkbar, daß sich das Bild ändern wird. In General de Gaulles Gedanken von einem Europa der Vaterländer zeigt sich vielleicht doch etwas von einem Glauben an die Völker in der Erkenntnis ihrer ethnokulturellen Identität. Man kann vielleicht bezweifeln, ob de Gaulle auch mit der vollen Konsequenz seines Gedankens gerechnet hat. Gleichzeitig beschäftigt ein Kreis französischer Intellektueller sich gerade mit dieser ethnokulturellen Identität der Völker, getragen von dem Gedanken eines Europas der Volksgruppen, in dem nicht die Staaten, sondern die Volksgruppen das Fundament sind. Die nationalen Minderheiten und Volksgruppen könnten dabei eine Art Vermittler zwischen den verschiedenen Kulturen in Europa werden, könnten sich als der Kitt zwischen den Völkern erweisen. Die Kultur und die volkliche Entwicklung des Grenzlandes steht aber immer unter dem Einfluß der Mutterländer. Sollten die Minderheiten nur für ihre Eigenständigkeit streben, könnten sie vielleicht, wie es schon früher der Fall war hier im deutsch-dänischen Grenzraum, auch ohne die Stütze des Mutterlandes auskommen. Wollen sie aber ihre neue Aufgabe als Kulturvermittler zwischen zwei benachbarten Völkern ernstnehmen, wird dieses ohne den fortgesetzten Kontakt mit dem Mutterland schwer zu verwirklichen sein, das auf seine Weise dafür sorgen muß, eine Art Lebensader zur Minderheit offenzuhalten.

Hier kommen nun die Grenzverbände wieder ins Bild. Es ist ein Ausdruck des nationalen Engagements im Mutterlande, wenn diese Verbände, wie es

glücklicherweise noch heute in Dänemark der Fall ist, in der Hauptsache vom Volke selbst getragen werden und nicht nur der verlängerte Arm des Staates sind. Wie man es in Dänemark kennt, daß z. B. Grænseforeningen neben seinen eigenen Aufwendungen auch als Übermittler staatlicher Gelder für die dänische Minderheit in Südschleswig fungiert, so ist das eine gesunde Kombination, mit der der Staat den Wunsch des Volkes, der in den privaten Beiträgen zum Ausdruck kommt, anerkennt und weiterführt. Dadurch bewahrt man auch den volklichen Kontakt über die Grenze, der von der allergrößten Bedeutung für die weitere gesunde Entwicklung im schleswigschen Grenzraum ist.

So wie die nationale Arbeit vor hundert Jahren ihren Ausdruck fand, sollen wir sie uns nicht mehr wünschen. Das würde leicht zu neuen nationalen Entgleisungen führen, denn die Begegnung zweier Volkstümer würde damit nicht aufhören, könnte aber leicht andere Wege gehen und Ziele verfolgen, die heute nicht wünschenswert sind. Deshalb kann man sich nur darüber freuen, daß man hier in Schleswig zu einem Modellfall gefunden hat und nicht mehr gegeneinander, sondern miteinander arbeitet, wo wir, wie Dr. Hans Peter Johannsen es einmal gesagt hat, „etwas vom Reichtum und von der Last der Geschichte wissen“. Ein Volkstum wird deshalb nicht verschwinden. Es kann sich im Schatten eines Nationalstaates geruhsam entwickeln, wie z. B. seinerzeit bei den Sorben im Spreewald. Es kann sich aber auch zu einem Krebschaden im Zusammenleben mit dem Staatsvolk auswirken. Man könnte beispielsweise an die Sudetendeutschen denken. Das hat man in Schleswig überwunden, auch mit Hilfe der Grenzverbände, die nicht mehr einem nationalen, sondern mehr einem volklichen Ziel folgen.

Wilhelm Busch schrieb einmal: „Dumme Gedanken hat jeder, nur der Weise verschweigt sie.“ Sollte man trotz allem meinen, das Grenzland könnte auch ohne Grenzverbände bestehen, ja vielleicht sich sogar noch viel besser behaupten, dann hat dieser Gedanke wenig Sinn. Die Geschichte unserer Heimat sagt etwas anderes. Doch kommt es nach wie vor darauf an, wie diese Grenzverbände arbeiten. Ob sie für ein positives Zusammenleben sind oder ob sie lieber in der Vergangenheit stehenbleiben wollen und den negativen Zielen folgen, die nur zu einem Wiedererstehen des volklichen und nationalen Zwiespalts führen können. Wollen sie das erstere, für die Zukunft arbeiten, können sie auch für eine positive europäische Entwicklung ihren Beitrag leisten, dann haben sie eine sinnvolle Aufgabe und folgen einem gesunden Ziel. Wollen sie das letztere, werden sie nur zum Verdruß und erhalten einen Zwiespalt aufrecht, der nur Unglück für das Grenzland und seine Bewohner bringen kann. Die Grenzverbände können dazu beitragen, daß es zu einem wirklichen Verständnis und einem dauernden Frieden zwischen zwei verwandten Völkern kommt.

---

*Vi er ingen nationalister, vi vil kun kunne leve vort eget liv sådan som vi respekterer, at andre vil leve deres. De sorte nordamerikanere siger: „Black is beautiful“, og det er rigtigt. Sort er smukt for de sorte, sådan som hvidt er smukt for de hvide. Vi vil gå ind for, at dette kan forstås og respekteres overalt. Europas rigdom er dets mangfoldighed. Denne mangfoldighed er et incitament og har været en inspiration for den kulturelle udvikling og for fremskridt. Vort håb er et Europa, i hvilket fri folk, store som små, kan leve frit og fredeligt sammen.*

Hans Ronald Jörgensen  
auf dem FUEV-Kongreß 1974 in Brixen (Südtirol)

# NEUE SCHLESWIGISCHE LITERATURBRIEFE

3 / 1974

d+d Band 8

Emil Hansen aus NOLDE

der Maler aus dem schleswigschen Grenzland –  
eine Gestalt zwischen Deutschland und Dänemark

Der achte Band der d + d-Taschenbücher beschließt die Reihe der deutsch-dänischen Bücher, die der Flensburger Studienkreis mit der Herausgabe des ersten Bandes 1968 begann. In diesen Bänden wurde eine Bestandsaufnahme der politischen und geistigen Situation Dänemarks und der Bundesrepublik Deutschland unter besonderer Berücksichtigung des engeren Grenzraumes angestrebt. Die einzelnen Themen verbanden sich zu einer Gesamtkomposition, bei deren Gestaltung sowohl deutsche als dänische Autoren mitwirkten. Daß der vierte und der fünfte Band in das Dänische übertragen wurden, berechtigt, von einer Diskussion über die Staatsgrenze hinweg zu sprechen.

Autoren des 8. Bandes sind u. a.: Th. V. Adolph, Lars Rostrup Bøyesen, Troels Fink, Niels Hoogaard, Walter Jens, Hans Peter Johannsen, Hartwig Schlegelberger, Rolf H. Wecken.

Wie der Titel des Buches erkennen läßt, wird Emil Nolde in seiner Bedeutung als Kulturpersönlichkeit zwischen zwei Völkern gesehen. Hans Peter Johannsen zeichnet ein Bild Emil Hansens aus Nolde. Walter Jens und Lars Rostrup Bøyesen interpretieren das Noldesche Werk aus deutscher bzw. dänischer Sicht. Dem Band ist eine farbige Reproduktion eines Aquarells von Emil Nolde, das den elterlichen Hof zeigt, beigegeben. Fotos aus Nolde, Alsen und Seebüll führen in die Umgebung zu beiden Seiten der Grenze.

Der demnächst erscheinende achte Band stellt ein Pendant zum siebenten dar. Lehnsgraf Otto Didrik Schack wurde 1882 auf Schloß Schackenberg in Mögeltondern als Sohn einer dänischen Adelsfamilie, die seit Jahrhunderten auf Schackenberg saß, geboren. Nur wenige Kilometer ostwärts wurde im gleichen Landkreis Tondern im Jahre 1867 Emil Nolde als Sohn einer heimdeutschen

bäuerlichen Familie, die seit vielen Generationen in Nolde ansässig war, geboren. So verschieden diese beiden Nordschleswiger nach Geburt, Erziehung, Bildungsgang und Beruf auch waren, so unübersehbar sind bestimmte Parallelen in der Entwicklung ihrer Persönlichkeit als Menschen des Grenzraumes. Vereinigte Schack in sich eine ebenso interessante wie subjektive Verbindung von kosmopolitischen, dänisch-nationalliberalen und europäischen Elementen, so entwickelte sich Nolde zu einer Gestalt des nordschleswigschen Deutschtums, in der sich ein starkes deutsches Bewußtsein mit einer nicht zu überbietenden Interesselosigkeit an den nationalpolitischen Querelen der Zeit verband. Beide Männer haben sich persönlich gekannt und geschätzt. Beide haben Lebenswerte vertreten, die für eine fruchtbare Entwicklung des Lebens im Grenzraum von Bedeutung sind und deren Bewahrung und Steigerung eine inspirierende Kraft innewohnt. Im achten Band der d + d-Bücher wird daher nicht zuletzt von *Emil Nolde aus Nolde* die Rede sein. Die Planung verband sich jedoch zugleich mit dem Wunsche, nach einer Idee Thomas V. Adolphs, eine Sendung des Norddeutschen Rundfunks im Nachprogramm vom 28. April 1957, die dem Gedächtnis Emil Noldes gewidmet war, auch literarisch festzuhalten und darüber hinaus die Bedeutung Noldes für die deutsch-dänischen Kulturbeziehungen in ihrer Gesamtheit zu unterstreichen.

# Die d+d-Bücher Band 1-8

- 1 Dänemark aktuell
- 2 Troels Fink:  
Deutschland als Problem Dänemarks
- 3 Bundesrepublik Deutschland aktuell
- 4 Schlegelberger/Hoffmeyer:  
Der europäische Aufbruch
- 5 Hans Peter Johannsen:  
Parkplätze der Literatur
- 6 T. V. Adolph:  
Meinungsbildung, Wellen ohne Grenzen
- 7 Otto Didrik Schack:  
Aufzeichnungen des Lehnsgrafen Schack zu  
Schackenborg. Landrat an der Grenze 1920-1949
- 8 Emil Hansen aus Nolde  
Der Maler aus dem Schleswigschen Grenzland

Die d + d-Bücher sind zu beziehen durch alle Buchhandlungen Preis:  
Band 1—7 je 5,— DM, 8. Band 6,— DM

## „Suaviter in modo, fortiter in re“

*Zum 70. Geburtstag von Professor Dr. Alexander Scharff*

Am 11. Juli dieses Jahres wurde der Nestor der schleswig-holsteinischen Landesgeschichtsforschung, Professor Dr. Alexander Scharff, siebzig Jahre alt. – Wer Alexander Scharff und seine ungebrochene geistige wie körperliche Spannkraft kennt, der wird wissen, daß dieser äußere Einschnitt im Leben des Forschers kein Anlaß sein kann für einen „nachruf“artigen Rückblick auf ein abgeschlossenes Lebenswerk. Es handelt sich im folgenden vielmehr um eine „Zwischenbilanz“, um den Versuch, die bisherige Arbeit eines bedeutenden Historikers in aller Kürze zu würdigen, und zwar aus der Sicht eines Schülers, der sich seinem Lehrer Alexander Scharff nicht nur wissenschaftlich, sondern auch persönlich eng verbunden weiß.

Zunächst ein paar nüchterne Daten zum Lebensweg von Alexander Scharff: In Calbe an der Saale geboren und in Flensburg aufgewachsen, studierte er an den Universitäten Tübingen, Kiel und München, wo er 1928 promoviert wurde. 1937 habilitierte er sich für mittlere und neuere Geschichte in Kiel. Hier war er zeitweise Leiter der Deutsch-Nordischen Burse, bis ihn die Nationalsozialisten absetzten. 1938 wurde Scharff zum Dozenten, 1944, als er an der Marineschule Mürwik lehrte, zum außerplanmäßigen Professor an der Christiana Albertina ernannt. Den Lehrstuhl für schleswig-holsteinische und nordische Geschichte erhielt er 1952; seit 1957 ist er ordentlicher Professor. Scharffs historische Forschungen galten zunächst der deutschen Einheitsbewegung im 19. Jahrhundert, der Revolution von 1848/49 und den damit verbundenen innen- und außenpolitischen Problemen sowie der Persönlichkeit und dem Werk Otto von Bismarcks. Alexander Scharff zählt heute zu den besten Bismarck-Experten. 1958 gab er das Werk seines Kieler Lehrers Otto Becker „Bismarcks Ringen um Deutschlands Gestaltung“ heraus und ergänzte es auf Grund eigener Forschungen durch zwei dem Abschluß der Reichsgründung gewidmete Kapitel.

Im Mittelpunkt von Scharffs wissenschaftlichem Interesse steht jedoch die schleswig-holsteinische und nordische Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit. Allein auf diesem Gebiet hat er, neben zahlreichen Rezensionen, über achtzig Monographien und Aufsätze veröffentlicht, die auch im Norden Beachtung und überwiegende Anerkennung gefunden haben.

Scharffs im Plötz-Verlag erschienener, den neuesten Forschungsstand widerspiegelnder „Überblick“ über die schleswig-holsteinische Geschichte (der

„Kleine Scharff“) <sup>1)</sup> ist für jeden, der sich mit unserer Landesgeschichte befaßt, unentbehrlich. Ähnliches gilt für die Festschrift zum 65. Geburtstag von Alexander Scharff <sup>2)</sup>, die eine Auswahl seiner bedeutendsten Aufsätze enthält und bis heute alles andere als „überholt“ ist. – Neben einem Verzeichnis seiner Schriften enthält der Band eine Aufstellung der von Scharff angeregten und betreuten Dissertationen. Die große Zahl seiner Schüler mag ein äußeres Zeichen sein für Scharffs Ausstrahlungskraft als akademischer Lehrer, für die Attraktivität seiner wissenschaftlichen Tätigkeit und seiner landesgeschichtlichen Konzeption.

Ohne die Besonderheiten der schleswig-holsteinischen Geschichte aus den Augen zu verlieren, betrachtet Scharff die Landesgeschichte doch in größeren Zusammenhängen. Sie ist für ihn „mehr als Landesgeschichte; sie kann nur begriffen werden, wenn sie gesehen wird in ihrer Verknüpfung mit dem Geschehen im Süden und Norden des Landes, als Teilvorgang eines größeren Geschehens, insbesondere in ihrer Verflechtung mit der Geschichte des Nordens“ <sup>3)</sup>. – „Heimatgeschichte und Universalgeschichte“, so lautet der Titel eines Aufsatzes, den Alexander Scharff vor Jahren in den Grenzfriedensheften (1/1953) veröffentlichte.

Prof. Scharff gehört nicht zu jenen Stubengelehrten in der Geschichtsforschung, die sich im Traumland „reiner“ Wissenschaft wähen und sich in ihrem wankenden Elfenbeinturm hartnäckig der Einsicht verschließen, daß sie selbst die Hauptverantwortung tragen für die gegenwärtige schwere Krise der Geschichte an Schulen und Hochschulen.

Auch Alexander Scharff hat, wie wohl alle Historiker, einen starken Sinn für das historische Detail; seine umfangreichen Forschungen etwa „Zur Baugeschichte und Topographie der ältesten Kieler Universitätsgebäude“ (Nordelbingen 39, 1970) legen davon beredtes Zeugnis ab. Den Gegenwartsbezug, den politischen Auftrag historischer Forschung und Lehre hat er jedoch nie aus den Augen verloren, im Gegenteil.

Dies gilt insbesondere für seine Forschungen zur Geschichte der deutschdänischen Beziehungen, die eindeutig von der politischen Motivation getragen werden, durch die Vermittlung eines abgewogenen Geschichtsbildes der nationalen Auseinandersetzungen in der Vergangenheit zum Abbau bestehender Vorurteile in der Gegenwart beizutragen. – Und wenn auf diesem Gebiet in den letzten beiden Jahrzehnten erfreuliche Fortschritte erzielt worden sind, so hat ohne jeden Zweifel Alexander Scharff entscheidenden Anteil daran. Durch seine

---

<sup>1)</sup> *Alexander Scharff*, Schleswig-Holsteinische Geschichte. Ein Überblick. Sonderausgabe aus dem „Territorien-Plötz“, 2. Auflage Würzburg 1966; bis in die Gegenwart fortgeführt in: Geschichte der deutschen Länder (Territorien-Plötz) Bd 2, Würzburg 1971, S. 595 ff., 794 ff.

<sup>2)</sup> *Ders.*, Schleswig-Holstein in der deutschen und nordeuropäischen Geschichte, herausgegeben von *Manfred Jessen-Klingenberg*, Stuttgart 1969

<sup>3)</sup> *Ebd.*, S. 45

Forschungen und seine Lehrtätigkeit, die auf der Anerkennung des relativen Rechts der anderen Seite basieren, bereitete er mit den Boden für die entspannte deutsch-dänische Atmosphäre, wie sie sich uns heute darstellt.

Bereits Anfang der fünfziger Jahre, zu einer Zeit also, als der Wille zur Verständigung in den heißumstrittenen Fragen der deutsch-dänischen Beziehungen in der Öffentlichkeit noch keineswegs auf eine überwiegend positive Resonanz hoffen durfte, hat Alexander Scharff im Zusammenwirken mit seinem dänischen Kollegen Troels Fink (damals Aarhus) den persönlichen Mut aufgebracht, einen freundschaftlichen Gedankenaustausch zwischen deutschen und dänischen Historikern in die Wege zu leiten, der u. a. zu gemeinsam erarbeiteten Thesen für eine Revision der beiderseitigen Geschichtslehrbücher führte. Scharffs Initiative ist es auch zu danken, daß die Gespräche über eine Verbesserung und Erweiterung der 1951/52 erarbeiteten Thesen – durch eine Tagung dänischer und deutscher Historiker in der Akademie Sankelmark 1973 vorbereitet – im Herbst dieses Jahres fortgesetzt werden. – Scharff hielt Gastvorlesungen in Aarhus und Kopenhagen und führte Kieler Geschichtsstudenten mit dänischen, norwegischen und schwedischen Kommilitonen zu gemeinsamer Diskussion zusammen. Die gelegentlichen Kontakte zwischen Historikern und Politologen der Universitäten Kiel und Aarhus haben sich inzwischen zu einem intensiven, regelmäßigen Gedankenaustausch erweitert.

Scharffs persönliche Verdienste um den Abbau der gegenseitigen Vorurteile sind um so höher zu bewerten, als er zu jener Generation gehört, die noch den Abstimmungskampf 1919/20 bewußt miterlebt hat und durch den damals (und später) blühenden Nationalitätenhaß geprägt wurde: „Wir waren nicht erzogen worden zu kritischer Auseinandersetzung mit der uns umgebenden sozialen und politischen Wirklichkeit“, so hat er gelegentlich berichtet <sup>4)</sup>, „wir wußten wenig von unserem dänischen Nachbarn, mit dem wir in Flensburg Tür an Tür wohnten, wir huldigten einem durch die Kriegereignisse verstärkten überschwenglichen Nationalgefühl und empfanden alles, was in jenen Jahren geschah, den Zusammenbruch unseres Vaterlandes, die Novemberrevolution, Waffenstillstand und Versailles, als unerhörte Schmach, als Schändung des deutschen Namens ... Kaum jemals hatten wir im Geschichtsunterricht unserer Schule etwas gehört über die Sprach- und Nationalitätenfragen des nördlichen Grenzlandes, über den Kampf der Dänen in Nordschleswig um Bewahrung ihres Volkstums, und was uns gesagt wurde, war im Geiste eines unduldsamen Nationalismus gehalten.“ Es spricht nicht nur für die menschliche und wissenschaftliche Redlichkeit von

---

<sup>4)</sup> *Alexander Scharff, Vor fünfzig Jahren – die Volksabstimmungen von 1920*, in: Schleswig-Holstein, 2/1970, S. 30

Alexander Scharff, sondern auch für seine intellektuelle Kraft, daß es ihm – im Unterschied zu den meisten seiner Altersgenossen und zu vielen Angehörigen auch der mittleren Generation – gelungen ist, seine eigenen historischen Bedingtheiten mit kritischer Distanz zu durchleuchten und seine Erfahrungen in einen Auftrag zur historisch-politischen Wirksamkeit für den Grenzfrieden umzumünzen. – Daß Scharff trotzdem in manchem ein „Kind seiner Zeit“ geblieben ist, versteht sich von selbst.

Er ist aber auch in der heutigen Situation bereit, seine eigene Position in Frage zu stellen, sich mit der Kritik anderer ernsthaft auseinanderzusetzen und seine Auffassungen, wo nötig, zu revidieren; Professor Scharff ist nie der Versuchung erlegen, seine Machtstellung als Ordinarius oder sein Lebensalter als Ersatz für rationale Argumente anzusehen.

Auf Grund dieser für deutsche Hochschullehrer älterer Prägung wohl kaum typischen Haltung hat Alexander Scharff seinen Schülern stets alle Möglichkeiten zur freien wissenschaftlichen Entfaltung gelassen und ihnen seine volle fachliche und menschliche Unterstützung auch dann nicht versagt, wenn sie über seine eigenen erklärten Ziele in dieser oder jener Hinsicht hinausgingen. Gerade weil diese Haltung hierzulande bei manchem in obrigkeitstaatlichem Denken verhaftet gebliebenen Zeitgenossen auf Unverständnis gestoßen ist, weiß sich der Verfasser dieser Zeilen – und nicht nur er – seinem Lehrer Alexander Scharff und dessen förderndem Verständnis dankbar verpflichtet. – Professor Scharff kann jedenfalls der Loyalität seiner Schüler gewiß sein, hat er doch die Beziehung Lehrer-Schüler nie als einseitiges Abhängigkeitsverhältnis, sondern stets als ein wechselseitiges Geben und Nehmen verstanden, als einen freien Gedankenaustausch, der es seinen Schülern um so leichter macht, seinen Rat anzunehmen und sich seines unerschöpflichen Wissensfundus zu bedienen.

Als ein besonderes Zeichen für die Anerkennung, die Professor Scharff als Persönlichkeit und Wissenschaftler gerade unter den Studenten gefunden hat, mag es gewertet werden, daß während der studentischen „Unruhen“ der Jahre 1968-70 und auch später nicht eine einzige seiner Lehrveranstaltungen ernsthaft gestört wurde. Seiner rationalen Argumenten offenen und auch zu freimütigem politischem Urteil bereiten, ganz unautoritären Haltung konnte kein Kommilitone den Respekt versagen.

So bedauern es nicht nur seine engsten Mitarbeiter und Freunde, sondern auch zahlreiche Studenten, daß sich Professor Scharff 1972 aus dem Universitätsleben weitgehend zurückzog. – Andererseits wird man Verständnis dafür haben müssen, daß er als Emeritus Freiheit suchte von seinen zeitraubenden universitären Verpflichtungen, Freiheit für die Vollendung übernommener wissenschaftlicher Aufgaben und für die Verwirklichung neuer Pläne. – Mit großer Erwartung dürfen wir zunächst dem Erscheinen des 7. Bandes der „großen“ Geschichte Schleswig-

Holsteins (1830-1867) sowie Scharffs Darstellung der allgemeinen Entwicklung der Christiana Albertina (für die Zeit von 1665-1867) entgegensehen.

Außerdem wird Professor Scharff, so ist zu hoffen, weiterhin mit seinem sachkundigen, abgewogenen Urteil allen an der Landesgeschichte Interessierten zur Verfügung stehen, Einzelpersonen genauso wie der Landesregierung und Institutionen wie dem Grenzfriedensbund, dem Schleswig-Holsteinischen Heimatbund oder der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte, deren Vorstandsmitglied er seit vielen Jahren ist. – Weniger als Historiker denn als Freund (und ausgezeichnete Kenner) der „schönen Künste“ war Alexander Scharff Mitglied des Kieler Kultursenats und ist heute Vorsitzender des Kuratoriums für den Henrik-Steffens-Preis, der alljährlich an hervorragende Persönlichkeiten der nordischen Geisteswissenschaften und der Kunst verliehen wird.

Trotz aller Achtung und Anerkennung, die Alexander Scharff in allen Lagern genießt – 1970 wurde er mit dem Großen Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik ausgezeichnet, vor wenigen Monaten verlieh ihm die dänische Königin anlässlich ihres Kiel-Besuchs das Kommandeurkreuz des Dannebrog-Ordens – und trotz aller Erfolge, die seine wissenschaftliche Arbeit gezeitigt hat, muß doch festgestellt werden, daß die gesicherten Ergebnisse seiner Forschungen und die dahinterstehende, auf den Abbau von Vorurteilen aller Art gerichtete politische Überzeugung noch keineswegs von allen Fachgenossen und erst recht nicht von allen historisch interessierten Laien hierzulande akzeptiert oder gar rezipiert worden sind. Alexander Scharff selbst weiß dies am besten, wenn er auf Grund düsterer Erfahrungen gelegentlich die Befürchtung äußerte, es sei vielleicht ein Jahrhundert nötig, bis sich die Ergebnisse der historischen Forschung im volkstümlichen Geschichtsbewußtsein durchsetzen. – Die wissenschaftlichen Arbeiten von Alexander Scharff sind also auch weiterhin von höchster Aktualität.

Ohne die Erfolge etwa schmälern zu wollen, die Scharff durch seine Veröffentlichungen, seine zahllosen Vorträge und – nicht zuletzt – durch seine Lehrtätigkeit erzielt hat, drängt sich in der heutigen Situation doch die Frage auf, ob Scharff nicht noch durchschlagender hätte meinungsbildend wirksam werden können, wenn er seine wissenschaftlichen Überzeugungen mit all ihren politischen Komponenten mehr kämpferisch, konfliktbezogen, ideologiekritisch vertreten hätte. Wenn man sich jedoch vergegenwärtigt, welch schweres Erbe Alexander Scharff anzutreten hatte, so wird man feststellen müssen, daß seine zurückhaltende, bescheidene, diplomatische Art wohl am besten geeignet war, die verhärteten Traditionen eines nationalistischen schleswig-holsteinischen Geschichtsbildes allmählich aufzuweichen. „Suaviter in modo, fortiter in re“ – „milde in der Art (des Vorgehens), aber fest in der Sache“ – ist nicht ohne Grund

einer seiner bevorzugten Wahlsprüche. – Heute, fast dreißig Jahre nach Kriegsende und in einer Zeit, da Veränderungen der gesellschaftlichen Praxis mehr denn je ein Gebot der Stunde sind, dürfte freilich in manchen Fällen auch ein „fortiter in modo“ angebracht sein, wenn es etwa darum geht, anachronistischen Vorurteilen entgegenzutreten.

Alexander Scharffs Schüler sind jedenfalls entschlossen, vielleicht mit anderen Methoden und veränderten politischen Akzenten als ihr Lehrer, aber doch bewußt in seiner Tradition stehend und durchaus im Zusammenwirken mit ihm, seine Arbeit fortzusetzen. – Sie wissen, genauso wie weite Kreise der schleswig-holsteinischen Öffentlichkeit, daß unsere Landesgeschichtsforschung auf den Rat und die Mitarbeit von Professor Scharff nicht verzichten kann.

Alle, die sich dem Menschen und Wissenschaftler Alexander Scharff dankbar verbunden fühlen und die auch wissen, daß ihm großes privates Leid sowie berufliche Schwierigkeiten nicht erspart geblieben sind, können ihm zu seinem 70. Geburtstag nur wünschen, daß ihm seine Schaffenskraft noch lange erhalten bleiben möge.

### Morten Kamphövener 85 Jahre alt

Der frühere Redakteur der Zeitung „Jydske Tidende“ feierte am 6. September seinen 85. Geburtstag. Kamphövener gehört zu den großen alten Männern der dänischen Presse. Der Grenzfriedensbund fand in ihm vom ersten Tage an einen aufgeschlossenen Gesprächspartner, dessen Blick für die geschichtlichen und aktuellen politischen Situationen – dies stellte auf der Geburtstagsfeier neben anderen Sprechern Vorsitzender Dr. H. P. Johannsen fest – ebenso scharf war wie seine Fähigkeit, die Gedanken präzise und interessant zu formulieren. Dr. Johannsen dankte dem Jubilar für die langen Jahre der persönlichen Freundschaft.

Wir folgen einer Anregung Dr. Johannsens, wenn wir die Rede wiedergeben, mit der der Sohn Mogens Kamphövener seinen Vater ehrte:

Lieber Vater! Vor einigen Tagen sprach ich mit einem Kollegen, und wir waren uns darüber einig, daß Du heute mindestens ebenso vital bist wie vor fünf Jahren, als wir Deinen 80. Geburtstag feierten. Du bist – wie Du einmal *Deinen* Vater charakterisiert hast – ein Mann der Arbeit und des Kampfes. Du hast Dich immer stark engagiert, und wie es aus Anlaß des 80. Geburtstages geschrieben wurde: Du bist nach wie vor einer der geschäftigsten und wachsten Söhne Sønderjyllands.

Ich glaube, daß gerade dieses starke Engagement an Dich brennend interessierenden Themen – der Geschichte, Deiner Heimat und ihrer Geschlechter – dazu beitrug, daß Du so jugendlichen und lebendigen Gemütes bliebst.

Als Vater warst Du immer einer, der zum Leben ja sagte, und noch heute kannst Du Dich im Frohsinn, Scherz und in frohen Erinnerungen ganz entfalten. Und an Erinnerungen hast Du viele – dank Deiner Fähigkeit, so intensiv zu erleben und dank der vielen Freundschaftsbande, die Du durch ein langes Leben knüpftest.

Mit Mutter zusammen schufst Du ein Heim, in dem man behütet aufwuchs und in das man immer mit Freude zurückkehrt. Wenn ich an die Kindheitsjahre in Apenrade zurückdenke, stehst Du vor mir als der vielbeschäftigte Vater, der aufgrund seines umfassenden journalistischen Wirkens wohl nur wenige Stunden für die Familie übrig hatte, aber das waren dafür auch Stunden, wo viel mit Dir als Mittelpunkt geschah. – Ein Spaziergang mit Dir war ein Erlebnis. Wie konntest Du den Kuckuck und den Hahnenschrei nachmachen, und wie vermochtest Du über Deine eigene Kindheit in Stepping und Vamdrup zu berichten! Das war so lebendig, daß man glaubte, selbst dabeigewesen zu sein, als Du auf den Holzstoß hinauf stiegst, um Reden für Deinen Hund als dem einzigen Zuhörer zu halten.

Wie dein Vater verlorst Du auch früh Deine Mutter und Du wuchst auf bei einer Tante und einem Onkel, und es waren Festtage, wenn Dein Vater auf Besuch kam.

„Dann saß ich auf seinen Knien und atmete den Duft seines Anzuges und seines hellblonden Haares“, schriebst Du. Und Du fuhrst fort: „Ich wurde nicht müde, seine lieben blauen Augen zu bewundern, wenn er für mich sang, und wenn er die Tierlaute nachahmte, war das für mich größte Freude und größtes Vergnügen. Niemand, so schien mir, konnte einen solchen Vater haben wie ich, und ich selbst war der glücklichste Mensch auf der Welt.“ Das sind Worte, die auch die meinen sein können.

Es waren auch Festtage, wenn Du uns auf einer Fahrt durch die Heimat mitnahmst und uns alles mögliche über ihre Natur und Geschichte und ihre Menschen erzähltest. Oder wenn wir zusammen nach Stepping auf Wegen, auf denen Du uns von der schweren Reise, die fort von der Heimat ging, erzähltest. Jedoch wie seltsam kann das Schicksal sein. Hättest Du den deutschen Kriegsdienst nicht verlassen und hättest Du nicht Dein Buch „Das schleswigsche Regiment“ geschrieben, dann hätte Henrik Cavling, der Redakteur von „Politikken“, Dich auch nicht auffordern können, Journalist in der Heimat zu sein, so daß der Weg in die Ferne ein Weg zurück wurde.

Daraus wurde ein engagierter Kampf in einer Zeit des Umbruchs. Und das, was Du als unrecht empfandest, konnte tief in Deinem Gemüt brennen, aber Du hast immer die Ereignisse in einer größeren Perspektive sehen können, und die Jahre des Kampfes wurden Jahre des Friedens in verträglicher Koexistenz – und an dieser Entwicklung hast Du Deinen Anteil. Daher glaube ich auch, daß wir alle

bereit sind. Dir auf gute alte Weise mit einem dreifachen „Hurra“ zu huldigen, und möge dies mit dem Wunsche geschehen, daß Dir noch gute, fruchtbare Jahre beschieden sind.

\*

## In memoriam Georg Reinhardt

Am 19. August dieses Jahres ist Dr. Georg Reinhardt, Ltd. Regierungsschuldirektor im Landesschulamt, verstorben. Die Nachricht von seinem allzu frühen Tode hat alle, die diesen sympathischen, verständnisvollen und zugleich energischen Mann kannten, zutiefst erschüttert. Vielen war Reinhardt als tüchtiger, weithin geachteter „Schulmann“ bekannt; vor allem aber hat er sich einen Namen gemacht als Schriftleiter der vom SHHB herausgegebenen Monatshefte „Schleswig-Holstein“, die er seit Dezember 1961 redigierte oder treffender gesagt: gestaltete. Sein mit kritischer Nüchternheit gepaartes Engagement, seine weitgespannten Interessen, seine umfassende Bildung sowie seine geistige Liberalität und intellektuelle Redlichkeit prägten in entscheidendem Maße das Profil dieser führenden schleswig-holsteinischen Kulturzeitschrift.

Georg Reinhardt war kein Dogmatiker, kein engsinniger Parteimann; bereitwillig hat er stets Beiträge, in denen unkonventionelle und von der „Tradition“ abweichende Ansichten vorgetragen wurden, in der Zeitschrift veröffentlicht, sofern sie wohlbegründet waren. Leser und Autoren wissen, wie sehr ihm an einer sachlich fundierten Diskussion lag.

Georg Reinhardt war ein bewußter deutscher Schleswig-Holsteiner, der sich für die Deutschen südlich und nördlich der Grenze immer nach Kräften einsetzte. Hierbei ließ es der Historiker Reinhardt freilich nicht an kritischer Distanz fehlen, Distanz auch gegenüber seiner eigenen Entwicklung. – Bereits in einem der ersten von ihm redigierten Hefte (1962, H. 1) schrieb er – gleichsam programmatisch –, dieses Heft wolle „nicht die Grenze, nicht die Gegensätze, sondern das Gemeinsame, das Verbindende hervorheben“. Georg Reinhardt zeigte sich neuen Ideen und Tendenzen, nicht nur was die deutsch-dänischen Beziehungen angeht, durchaus aufgeschlossen. Das wissen alle, die wie die Unterzeichneten gerade in der letzten Zeit Gelegenheit zu freimütigen Gesprächen mit ihm hatten.

Der Tod Dr. Reinhardts bedeutet einen schweren Verlust für seine Familie, für seine Kollegen im Schulamt, für den Heimatbund, ja für das ganze Land.

*Manfred Jessen-Klingenberg*

*Jörn-Peter Leppien*